# Vom jüngsten Tag

Vergriff. Erstausg.

# Vom jüngsten Tag

## Ein Almanach neuer Dichtung

Kurt Wolff Verlag / Leipzig
1916

Druck von W. Drugulin/Leipzig

# Geleitwort

Dieses Buch bringt durchweg repräsentative Auszüge aus den Arbeiten der neuen Dichter. Es sei zunächst als ein Orientierungsversuch und eine Einführung in die Dichtung jüngster Tage gedacht. Daß es sich dabei keineswegs um etwas wie einen programmatischen Zusammenschluß, die mehr oder weniger private Aktion einer Sondergruppe handelt, darüber belehrt wohl den Wissenden ohne weiteres allein schon die Fülle und Buntheit der Namen.

Unser Almanach will nicht den Krieg „widerspiegeln" und wagt dennoch während des Krieges zu erscheinen, weil er die junge Dichtung, die kurz vor dem Kriege sich zu entfalten begann, durch den Krieg hinübergeleiten will in die künftige Epoche der Neuschöpfung und großen Verantwortung.

So wenden wir uns an die Jungen ebenso wie an die Alten. Die Letzteren besonders bitten wir, die goldenen Worte zu beherzigen, die Cornelius Gurlitt am Schluß seiner tapferen Flugschrift „Von deutscher Art und deutscher Kunst" sagt: „Es sind zweitausend Jahre her, seit das deutsche Volk in die Geschichte eintrat. Und es wird überall als ein junges Volk bezeichnet. Wehe ihm, wenn es wieder alt werden sollte, wie es im vierzehnten und im siebzehnten Jahrhundert war! Jung wird es durch seine Jugend, durch die zielstrebende, gedankenreiche, vorwärts zur inneren Verjüngung drängende Jugend. Welchen Wert diese hat, hat uns der Krieg wieder einmal gelehrt; auch diejenigen hoffen heute auf sie, die an ihr zweifelten. Also lassen wir nach dem Frieden der Jugend den Platz frei zum Kampf für ihre Gedanken, die notwendigerweise andere sind, wie die von uns Alten!"

Leipzig / Neujahr 1916

# Inhalt

# Drei Tote

Der Toten eingedenk begrüßen wir das Leben

Ricarda Huch

# Ernst Stadler

Geboren 11. August 1883 in Colmar
Gefallen November 1914 auf dem westlichen Kriegsschauplatz

## Der Aufbruch

Einmal schon haben Fanfaren mein ungeduldiges Herz blutig gerissen,
Daß es, aufsteigend wie ein Pferd, sich wütend ins Gezäum verbissen.
Damals schlug Tambourmarsch den Sturm auf allen Wegen,
Und herrlichste Musik der Erde hieß uns Kugelregen,
Dann, plötzlich, stand Leben stille. Wege führten zwischen alten Bäumen.
Gemächer lockten. Es war süß, zu weilen und sich versäumen,
Von Wirklichkeit den Leib so wie von staubiger Rüstung zu entketten,
Wollüstig sich in Daunen weicher Traumstunden einzubetten.
Aber eines Morgens rollte durch Nebelluft das Echo von Signalen,
Hart, scharf, wie Schwerthieb pfeifend. Es war wie wenn im Dunkel plötzlich Lichter aufstrahlen.
Es war wie wenn durch Biwakfrühe Trompetenstöße klirren,
Die Schlafenden aufspringen und die Zelte abschlagen und die Pferde schirren.
Ich war in Reihen eingeschient, die in den Morgen stießen,
Feuer über Helm und Bügel, —
Vorwärts, in Blick und Blut die Schlacht, mit vorgehaltnem Zügel.

Vielleicht würden uns am Abend Siegesmärsche umstreichen,
Vielleicht lägen wir irgendwo ausgestreckt unter Leichen.
Aber vor dem Erraffen und vor dem Versinken
Würden unsere Augen sich an Welt und Sonne satt und glühend trinken.

Entstanden vor 1913

## Gratia divinae pietatis adesto Savinae
## De petra dura perquam sum facta figura

(Alte Inschrift am Straßburger Münster)

Zuletzt, da alles Werk verrichtet, meinen Gott zu loben,
Hat meine Hand die beiden Frauenbilder aus dem Stein gehoben.
Die eine aufgerichtet, frei und unerschrocken —
Ihr Blick ist Sieg, ihr Schreiten glänzt Frohlocken.
Zu zeigen, wie sie freudig über allem Erdenmühsal throne,
Gab ich ihr Kelch und Kreuzesfahne und die Krone.
Aber meine Seele, Schönheit ferner Kindertage und mein tief verstecktes Leben
Hab ich der Besiegten, der Verstoßenen gegeben.
Und was ich in mir trug an Stille, sanfter Trauer und demütigem Verlangen
Hab ich sehnsüchtig über ihren Kinderleib gehangen:
Die schlanken Hüften ausgebuchtet, die der lockere Gürtel hält,
Die Hügel ihrer Brüste zärtlich aus dem Linnen ausgewellt,
Ließ ihre Haare über Schultern hin wie einen blonden Regen fließen,
Liebkoste ihre Hände, die das alte Buch und den zerknickten Schaft umschließen,

Gab ihren schlaffen Armen die gebeugte Schwermut gelber
Weizenfelder, die in Julisonne schwellen,
Dem Wandeln ihrer Füße die Musik von Orgeln, die an
Sonntagen aus Kirchentüren quellen.
Die süßen Augen mußten eine Binde tragen,
Daß rührender durch dünne Seide wehe ihrer Wimpern
Schlagen.
Und Lieblichkeit der Glieder, die ihr weiches Hemd erfüllt,
Hab ich mit Demut ganz und gar umhüllt,
Daß wunderbar in Gottes Brudernähe
Von Niedrigkeit umglänzt ihr reines Bildnis stehe.

## Fahrt über die Kölner Rheinbrücke bei Nacht

Der Schnellzug tastet sich und stößt die Dunkelheit
entlang.
Kein Stern will vor. Die ganze Welt ist nur ein enger,
nachtumschienter Minengang,
Darein zuweilen Förderstellen blauen Lichtes jähe Horizonte
reißen: Feuerkreis
Von Kugellampen, Dächern, Schloten, dampfend, strömend..
nur sekundenweis . .
Und wieder alles schwarz. Als führen wir ins Eingeweid
der Nacht zur Schicht.
Nun taumeln Lichter her . . verirrt, trostlos vereinsamt . .
mehr . . und sammeln sich . . und werden dicht.
Gerippe grauer Häuserfronten liegen bloß, im Zwielicht
bleichend, tot — etwas muß kommen . . o, ich fühl es schwer
Im Hirn. Eine Beklemmung singt im Blut. Dann
dröhnt der Boden plötzlich wie ein Meer:

Wir fliegen aufgehoben, königlich durch nachtentrißne Luft,
hoch übern Strom. O Biegung der Millionen Lichter,
stumme Wacht,
Vor deren blitzender Parade schwer die Wasser abwärts
rollen. Endloses Spalier, zum Gruß gestellt bei Nacht!
Wie Fackeln stürmend! Freudiges! Salut von Schiffen
über blauer See! Bestirntes Fest!
Wimmelnd, mit hellen Augen hingedrängt! Bis wo die
Stadt mit letzten Häusern ihren Gast entläßt.
Und dann die langen Einsamkeiten. Nackte Ufer. Stille. Nacht.
Besinnung. Einkehr. Kommunion. Und Glut und Drang
Zum Letzten, Segnenden. Zum Zeugungsfest. Zur Wollust.
Zum Gebet. Zum Meer. Zum Untergang.

## Der Spruch

In einem alten Buche stieß ich auf ein Wort,
Das traf mich wie ein Schlag und brennt durch meine
Tage fort:
Und wenn ich mich an trübe Lust vergebe,
Schein, Lug und Spiel zu mir anstatt des Wesens hebe,
Wenn ich gefällig mich mit raschem Sinn belüge,
Als wäre Dunkles klar, als wenn nicht Leben tausend wild
verschloßne Tore trüge,
Und Worte wieder spreche, deren Weite nie ich ausgefühlt,
Und Dinge fasse, deren Sein mich niemals aufgewühlt,
Wenn mich willkommner Traum mit Sammethänden streicht,
Und Tag und Wirklichkeit von mir entweicht,
Der Welt entfremdet, fremd dem tiefsten Ich —
Dann steht das Wort mir auf: Mensch, werde wesentlich.

# Carl Sternheim / Ernst Stadler †

Aus seinem Buch „Der Aufbruch" kam eines Tages der größte Eindruck, den deutsche Literatur des letzten Jahrzehntes auf mich gemacht. Er brachte es im Sommer 1913 nach La Hulpe hinaus, ich nahm's später zögernd zur Hand; doch von Gedicht zu Gedicht wurde die Welt um mich feierlicher verklärt. Hatte ich schon mit dem ersten Blick erkannt, hier war eine Sprachkraft entbunden, die mich anfangs verwirrte, je mehr ich in sie eindrang, aber durch Pracht und Meisterschaft bis ins tiefste erschütterte, fand ich in der Welt dieses Dichters eine sittliche Leidenschaft und Freiheit, die über Werfel hinaus noch Rudolf Alexander Schröders Bedeutung hinter sich ließ. Hier war das Leben unserer Tage in überzeugenden Lauten endlich rhythmisch gestanzt, und Freude des Schöpfers, Glück über die entdeckte Herrlichkeit strahlte durch alle Zeilen.

Hinfort ward ich nicht müde, seine Tat zu preisen, und freute mich zum erstenmal, daß mein Urteil galt. Er fand eine Gemeinde, und in der „Aktion", Deutschlands bester literarischer Revue, fiel, was er später an eigenen Liedern oder an übersetzten Versen Francis Jammes', die den Urtext in Schatten stellen, veröffentlichte, in die dankbarsten Herzen.

Jedermann glaubte seiner poetischen Versicherung. Denn immer deutlicher bildete sich hinter den Versen der Umriß seiner lauteren Person.

Diese Person! Seit Hugo von Tschudis Tod ist mir keiner entgegengetreten, dem die Eigenschaften eines erlauchten Mannes in den Augen geglänzt hätten wie diesem Stadler. Die gleiche unverbrüchliche Treue an das einmal geschaute

Ideal, bei steifem Nacken die Unmöglichkeit einer Lüge aus seinem Mund. Er behauptete zuversichtlich, verwarf kurz. Verschleierte sich bei Unlauterem und strahlte bei der Erwähnung dessen, was ihm im Leben das Heiligste war: die Schönheit der Kunst. Wie Tschudi.

Nun ist er als Artillerieleutnant gegen Frankreich gefallen, dessen Dichter er liebte, und deren Kenntnis er vermittelte. Seine letzten Gedanken und Empfindungen mögen die gleichen gewesen sein, die, auf dem Schlachtfeld sterbend, in Tolstois „Krieg und Frieden" jener Fürst Andrei hatte.

## Georg Trakl

Geboren am 3. Februar 1887 in Salzburg
Gestorben am 3. November 1914 in Krakau

### Abendlied

Am Abend, wenn wir auf dunklen Pfaden gehn,
Erscheinen unsere bleichen Gestalten vor uns.

Wenn uns dürstet
Trinken wir die weißen Wasser des Teichs,
Die Süße unserer traurigen Kindheit.

Erstorbene ruhen wir unterm Hollundergebüsch,
Schaun den grauen Möven zu.

Frühlingsgewölbe steigen über die finstere Stadt,
Die der Mönche edlere Zeiten schweigt.

Da ich deine schmalen Hände nahm,
Schlugst du leise die runden Augen auf,
Dieses ist lange her.

Doch wenn dunkler Wohllaut die Seele heimsucht,
Erscheinst du Weiße in des Freundes herbstlicher Landschaft.

### Psalm

Karl Kraus zugeeignet

Es ist ein Licht, das der Wind ausgelöscht hat.
Es ist ein Heidekrug, den am Nachmittag ein Betrunkener verläßt.

Es ist ein Weinberg, verbrannt und schwarz mit Löchern voll Spinnen.
Es ist ein Raum, den sie mit Milch getüncht haben.
Der Wahnsinnige ist gestorben. Es ist eine Insel der Südsee,
Den Sonnengott zu empfangen. Man rührt die Trommeln.
Die Männer führen kriegerische Tänze auf.
Die Frauen wiegen die Hüften in Schlinggewächsen und Feuerblumen,
Wenn das Meer singt. O unser verlorenes Paradies.

* * *

Die Nymphen haben die goldenen Wälder verlassen.
Man begräbt den Fremden. Dann hebt ein Flimmerregen an.
Der Sohn des Pan erscheint in Gestalt eines Erdarbeiters,
Der den Mittag am glühenden Asphalt verschläft.
Es sind kleine Mädchen in einem Hof in Kleidchen voll herzzerreißender Armut!
Es sind Zimmer, erfüllt von Akkorden und Sonaten.
Es sind Schatten, die sich vor einem erblindeten Spiegel umarmen.
An den Fenstern des Spitals wärmen sich Genesende.
Ein weißer Dampfer am Kanal trägt blutige Seuchen herauf.

* * *

Die fremde Schwester erscheint wieder in jemands bösen Träumen.
Ruhend im Haselgebüsch spielt sie mit seinen Sternen.
Der Student, vielleicht ein Doppelgänger, schaut ihr lange vom Fenster nach.

Hinter ihm steht sein toter Bruder, oder er geht die alte Wendeltreppe herab.
Im Dunkel brauner Kastanien verblaßt die Gestalt des jungen Novizen.
Der Garten ist im Abend. Im Kreuzgang flattern die Fledermäuse umher.
Die Kinder des Hausmeisters hören zu spielen auf und suchen das Gold des Himmels.
Endakkorde eines Quartetts. Die kleine Blinde läuft zitternd durch die Allee,
Und später tastet ihr Schatten an kalten Mauern hin, umgeben von Märchen und heiligen Legenden.

* * *

Es ist ein leeres Boot, das am Abend den schwarzen Kanal heruntertreibt.
In der Düsternis des alten Asyls verfallen menschliche Ruinen.
Die toten Waisen liegen an der Gartenmauer.
Aus grauen Zimmern treten Engel mit kotgefleckten Flügeln.
Würmer tropfen von ihren vergilbten Lidern.
Der Platz vor der Kirche ist finster und schweigsam, wie in den Tagen der Kindheit.
Auf silbernen Sohlen gleiten frühere Leben vorbei
Und die Schatten der Verdammten steigen zu den seufzenden Wassern nieder.
In seinem Grab spielt der weiße Magier mit seinen Schlangen.

* * *

Schweigsam über der Schädelstätte öffnen sich Gottes goldene Augen.

## Der Herbst des Einsamen

Der dunkle Herbst kehrt ein voll Frucht und Fülle,
Vergilbter Glanz von schönen Sommertagen.
Ein reines Blau tritt aus verfallener Hülle;
Der Flug der Vögel tönt von alten Sagen.
Gekeltert ist der Wein, die milde Stille
Erfüllt von leiser Antwort dunkler Fragen.

Und hier und dort ein Kreuz auf ödem Hügel;
Im roten Wald verliert sich eine Herde.
Die Wolke wandert übern Weiherspiegel;
Es ruht des Landmanns ruhige Gebärde.
Sehr leise rührt des Abends blauer Flügel
Ein Dach von dürrem Stroh, die schwarze Erde.

Bald nisten Sterne in des Müden Brauen;
In kühle Stuben kehrt ein still Bescheiden,
Und Engel treten leise aus den blauen
Augen der Liebenden, die sanfter leiden.
Es rauscht das Rohr; anfällt ein knöchern Grauen,
Wenn schwarz der Tau tropft von den kahlen Weiden.

## An einen Frühverstorbenen

O, der schwarze Engel, der leise aus dem Innern des Baumes trat,
Da wir sanfte Gespielen am Abend waren,
Am Rand des bläulichen Brunnens.
Ruhig war unser Schritt, die runden Augen in der braunen Kühle des Herbstes,
O, die purpurne Süße der Sterne!

Jener aber ging die steinernen Stufen des Mönchsbergs hinab,
Ein blaues Lächeln im Antlitz und seltsam verpuppt
In seine stillere Kindheit und starb;
Und im Garten blieb das silberne Antlitz des Freundes zurück,
Lauschend im Laub oder im alten Gestein.

Seele sang den Tod, die grüne Verwesung des Fleisches,
Und es war das Rauschen des Walds,
Die inbrünstige Klage des Wildes.
Immer klangen von dämmernden Türmen die blauen Glocken des Abends.

Stunde kam, da jener die Schatten in purpurner Sonne sah,
Die Schatten der Fäulnis in kahlem Geäst;
Abend, da an dämmernder Mauer die Amsel sang,
Der Geist des Frühverstorbenen stille im Zimmer erschien.

O, das Blut, das aus der Kehle des Tönenden rinnt,
Blaue Blume; o die feurige Träne,
Geweint in die Nacht.

Goldene Wolke und Zeit. In einsamer Kammer
Lädst du öfter den Toten zu Gast,
Wandelst in trautem Gespräch unter Ulmen den grünen Fluß hinab.

## Grodek

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düster hingerollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Münder.
Doch stille sammelt im Weidengrund
Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnte,
Das vergossene Blut sich, mondne Kühle;
Alle Straßen münden in schwarze Verwesung,
Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen.
Es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigenden Hain,
Zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;
Und leise tönen im Rohr die dunkeln Flöten des Herbstes.
O stolzere Trauer! ihr ehernen Altäre,
Die heiße Flamme des Geistes nährt heute ein gewaltiger Schmerz,
Die ungeborenen Enkel.

(September 1914.)

## In memoriam Georg Trakl

Wochenlang war Georg Trakl als Leutnant in einer Sanitätskolonne hin und her durch Galizien gezogen, ohne in Aktion treten zu können. Dann gingen sie freiwillig in Eilmärschen nach Grodek, wo ein Hilfsplatz ohne Ärzte und Verbandzeug war. Nach fünf Tagen „Grodek" wollte er sich töten. Er schluchzte: „Nein, ich kann nicht mehr leben, ich muß mich erschießen". Kameraden versuchten, ihn zu beruhigen, nahmen ihm den Revolver ab. Aber ein Regimentsarzt machte Meldung beim Etappenkommando, und Wochen nachher, nachdem Trakl bereits längst Herr seiner selbst geworden war und ruhig und unbehelligt Felddienst versehen hatte, erhielt er bei Tarnow Befehl, nach Krakau zurückzugehen. Er glaubte, er käme zur Dienstleistung in die Spitalsapotheke. Zu seinem Schrecken erwies es sich, daß er zur Beobachtung seines Geisteszustandes ins Krakauer Garnisonsspital abkommandiert war. Vom 10. Oktober an konnte Georg Trakl keine Nacht mehr schlafen, in verfolgungswahnsinniger Furcht, eines Tages als Verräter aufgehängt zu werden. Trakl schrieb an einen Freund: „Meine Gesundheit ist wohl etwas angegriffen, und ich verfalle recht oft in eine unsägliche Schwermut . . . Telegraphieren Sie mir einige Worte". Hätte die grenzenlose Melancholie des in eine Spitalszelle Gesperrten durch Entlassung, häusliche, freundliche Pflege geheilt werden können? Ein kleines Fieber, eine Angina veranlaßte die Ärzte, ihn zurückzubehalten, in einem düsteren Milieu, das auf Trakl nur den Eindruck machen konnte, er solle nächstens hingerichtet werden. In einem Schreiben

vom 27. Oktober traf er letztwillige Verfügungen, schrieb: „Ich fühle mich fast schon jenseits der Welt". Dann entfloh er der Angina, der Enge der Welt. –

Trakls Bursche, den sein Herr stets voll Güte behandelt, mit dem er alle Mahlzeiten geteilt hatte, der Bergarbeiter Matthias Roth, schrieb: „Mir nämlich erbarmt halt mein Herr immer und das werde ihn mein Leben nimmer vergessen ... Ich denke immer und immer an meinen Werthen lieben guten Herrn, daß er so elendig und auf Solche Weise zugrunde gehen mußte! Also den 3. Abends war er noch so gut, und Brüderlich sagte er noch um halb 7 Uhr, bringen sie mir Morgen um 7½ einen Schwarzen und ich soll Schlafen gehn. Und den 4. wars anders, mein lieber Herr, brauchte keinen Schwarzen mehr, denn bei der Nacht hat ihn der liebe Gott zu sich gerufen".

Der Bursche brachte den „Schwarzen" pünktlich, sah aber durchs Guckloch, wie sein Herr mit geschlossenen Augen tiefatmend auf dem Rücken im Bett lag, und wollte den sonst so Schlaflosen nicht wecken. Als sich Trakl lange nicht rührte, kam der Bursche mit einem Wärter wieder; sie riefen, rüttelten, sprengten Wasser – Trakl lag wie gelähmt, ohne die Augen zu öffnen, nur die Brust hob und senkte sich im Krampf. Ärzte kamen und ließen den Burschen nicht mehr ins Zimmer; die polnischen Wärter stießen den Treuen immer wieder zurück. Hie und da konnte er einen Blick ins Zimmer werfen; spät am Abend lag Trakl noch unbeweglich da, nur das Herz ging stürmisch auf und ab. Am 4. November früh war die Leiche mit einem Leintuch zugedeckt. In der Totenkapelle wiederholte der Bursche sein Verlangen, den Herrn noch einmal zu

sehen, so ungestüm drohend, daß man den Sarg öffnete. Er sah eine Schnittwunde an der Schläfe, und eine am Hals (wohl von der Obduktion). Sieben Särge wurden summarisch eingesegnet, durch Zivilisten in den Militärfriedhof getragen, in Einzelgräber versenkt. Beim Begräbnis Georg Trakls war der Bergarbeiter Matthias Roth der einzige Anwesende.

* * *

„Am Abend versinkt ein Glockenspiel, das nicht mehr tönt,
Verfallen die schwarzen Mauern am Platz,
Ruft der tote Soldat zum Gebet.
O, ihr zerbrochenen Augen in schwarzen Mündern, ..."

Es starb Trakl in Krakau, starb um Galizien, starb für uns, nahm das Leid auf sich, bis er es nicht mehr ertrug und dahinschwand. Sein Leben war stets umschattet gewesen, sanfte Melancholie vor dem Tod, den er immer sah, ein Hintaumeln vor der Verwesung, die er immer fühlte. Hie und da freute ihn noch das Braun des Waldes, dann floh er wieder in die Betäubung, die ihm Wein, Veronal, Morphium schufen ... Der stärkste Eindruck seines friedlichen Lebens war es gewesen, als er einmal vom vierten Stocke eines Hauses einen Zigarettenstummel abwärts fallen und dann glimmen, hinglimmen, verglimmen sah, übergehen in ein Nichts, in graue Asche. Und stundenlang konnte er von dem gräßlichen Anblick sprechen, den ihm eine Kröte bereitet, irgendwo in der Nähe eines Tunnels ... Nun kam er nach Galizien, sah, wie ein Schwerverwundeter sich und der Qual eines Blasenschusses ein Ende setzte, sah, wie menschliches Hirn die Wände bespritzte. Sein Mitgefühl entrückte ihn, wie er

es in seinem herrlichsten Gedichte, im „Helian" prophezeit hatte: „verliert sich der Fremdling in schwarzer Novemberzerstörung."

Er war von Hölderlins Art, aber er durchlief rascher die Bahn. Wir sollen nicht klagen, „wenn ein eherner Engel im Hain den Menschen antritt". Er war der Vollendung nahe in dem schmerzlichen Rufen seiner Gedichte. In ein Stammbuch schrieb er: „Schaudernd unter herbstlichen Sternen neigt sich jährlich tiefer das Haupt". Wir wenigen, denen er teuer war, hoffen wenigstens dieses – aber sein schlichtes, früh von hinfälligem Silbergrau geätztes Haupt wird sich nicht mehr in unserer Mitte tiefer senken, er ließ uns allein. „O wie einsam endet der Abendwind". –

* * *

„Menschheit vor Feuerschlünden aufgestellt,
Ein Trommelwirbel, dunkler Krieger Stirnen,
Schritte durch Blutnebel, schwarzes Eisen schellt,
Verzweiflung, Nacht in traurigen Gehirnen .."

Georg Trakls Gedichte waren eine Todesahnung, er war ein Dichter der Verwesung, und nicht nur die zitierten Zeilen wußten früh um den zermalmenden Krieg. Eben darum mußte er die wenigen unter den seienden Dingen, die ihm gefielen, immer wieder sagen. Die Farben Blau und Braun, Mond und Mohn, Ölbaum und Amsel kehren wieder in seiner stoischen Landschaft, bis ans Ende. Sein letztes Gedicht „Grodek" ist von den andern kaum verschieden. Er war in einem hohen Sinne unverbesserlich, in den „Gedichten" noch mochte die Qualität variieren von irdischen Anfängen bis zum himmlischen „Helian".

In „Sebastian im Traum" singt er sein monotones Lied

bereits mit so großer Inbrunst, daß qualitative Intervalle nicht mehr vorhanden sind und nur die Prosastücke in diesem ekstatischen Buche einen Weg hinaus über die unübertreffliche Vollkommenheit der Gedichte andeuten. Die düster-pathetischen Prosavisionen lassen eine nun zerstörte Entwicklungsfähigkeit gewaltig ahnen. Aber man ließ diesen Dichter, der mehr Suicid als Eid war, als Kriegsfreiwilligen aufs Schlachtfeld. Er wäre vielleicht ein stiller Sänger des Kampfes geworden. Nun ist er ganz still geworden. In Salzburg geboren, in Krakau gestorben — dazwischen liegt das alte Österreich. Einige in Wien und Innsbruck und Berlin kannten ihn. Wenige wissen, wer er war; wenige wissen um sein Werk: daß keiner in Österreich je schönere Verse schrieb als Georg Trakl. A. E.

## Georg Heym

Geboren 30. Oktober 1887 in Hirschberg (Schlesien)
Gestorben 16. Januar 1912 in Berlin

### Umbra vitae

Die Menschen stehen vorwärts in den Straßen
Und sehen auf die großen Himmelszeichen,
Wo die Kometen mit den Feuernasen
Um die gezackten Türme drohend schleichen.

Und alle Dächer sind voll Sternedeuter,
Die in den Himmel stecken große Röhren,
Und Zauberer, wachsend aus den Bodenlöchern
Im Dunkel schräg, die ein Gestirn beschwören.

Selbstmörder gehen nachts in großen Horden,
Die suchen vor sich ihr verlorenes Wesen,
Gebückt in Süd und West, und Ost und Norden,
Den Staub zerfegend mit den Armen-Besen.

Sie sind wie Staub, der hält noch eine Weile.
Die Haare fallen schon auf ihren Wegen.
Sie springen, daß sie sterben, und in Eile,
Und sind mit totem Haupt im Feld gelegen,

Noch manchmal zappelnd. Und der Felder Tiere
Stehn um sie blind und stoßen mit dem Horne
In ihren Bauch. Sie strecken alle Viere,
Begraben unter Salbei und dem Dorne.

Die Meere aber stocken. In den Wogen
Die Schiffe hängen modernd und verdrossen,
Zerstreut, und keine Strömung wird gezogen,
Und aller Himmel Höfe sind verschlossen.

Die Bäume wechseln nicht die Zeiten
Und bleiben ewig rot in ihrem Ende,
Und über die verfallnen Wege spreiten
Sie hölzern ihre langen Finger-Hände.

Wer stirbt, der setzt sich auf, sich zu erheben,
Und eben hat er noch ein Wort gesprochen,
Auf einmal ist er fort. Wo ist sein Leben?
Und seine Augen sind wie Glas zerbrochen.

Schatten sind viele. Trübe und verborgen.
Und Träume, die an stummen Türen schleifen,
Und der erwacht, bedrückt vom Licht der Morgen,
Muß schweren Schlaf von grauen Lidern streifen.

## Der Krieg

Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,
Aufgestanden unten aus Gewölben tief.
In der Dämmrung steht er, groß und unbekannt,
Und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand.

In den Abendlärm der Städte fällt es weit,
Frost und Schatten einer fremden Dunkelheit.
Und der Märkte runder Wirbel stockt zu Eis.
Es wird still. Sie sehn sich um. Und keiner weiß.

In den Gassen faßt er ihre Schulter leicht.
Eine Frage. Keine Antwort. Ein Gesicht erbleicht.
In der Ferne zittert ein Geläute dünn,
Und die Bärte zittern um ihr spitzes Kinn.

Auf den Bergen hebt er schon zu tanzen an,
Und er schreit: Ihr Krieger alle, auf und an!
Und es schallet, wenn das schwarze Haupt er schwenkt,
Drum von tausend Schädeln laute Kette hängt.

Einem Turm gleich tritt er aus die letzte Glut,
Wo der Tag flieht, sind die Ströme schon voll Blut.
Zahllos sind die Leichen schon im Schilf gestreckt,
Von des Todes starken Vögeln weiß bedeckt.

In die Nacht er jagt das Feuer querfeldein,
Einen roten Hund mit wilder Mäuler Schrein.
Aus dem Dunkel springt der Nächte schwarze Welt,
Von Vulkanen furchtbar ist ihr Rand erhellt.

Und mit tausend hohen Zipfelmützen weit
Sind die finstren Ebnen flackend überstreut,
Und was auf den Straßen wimmelnd flieht,
Stößt er in die Feuerwälder, wo die Flamme brausend zieht.

Und die Flammen fressen brennend Wald um Wald,
Gelbe Fledermäuse zackig in das Laub gekrallt,
Seine Stange haut er wie ein Köhlerknecht
In die Bäume, daß das Feuer brause recht.

Eine große Stadt versank in gelbem Rauch,
Warf sich lautlos in des Abgrunds Bauch.
Aber riesig über glühnden Trümmern steht,
Der in wilde Himmel dreimal seine Fackel dreht

Über sturmzerfetzter Wolken Widerschein,
In des toten Dunkels kalten Wüstenein,
Daß er mit dem Brande weit die Nacht verdorr,
Pech und Feuer träufet unten auf Gomorrh.

## Die Morgue

Die Wärter schleichen auf den Sohlen leise,
Wo durch das Tuch es weiß von Schädeln blinkt.
Wir, Tote, sammeln uns zur letzten Reise
Durch Wüsten weit und Meer und Winterwind.

Wir thronen hoch auf kahlen Katafalken,
Mit schwarzen Lappen garstig überdeckt.
Der Mörtel fällt. Und aus der Decke Balken
Auf uns ein Christus große Hände streckt.

Vorbei ist unsre Zeit. Es ist vollbracht.
Wir sind herunter. Seht, wir sind nun tot.
In weißen Augen wohnt uns schon die Nacht,
Wir schauen nimmermehr ein Morgenrot.

Tretet zurück vor unserer Majestät!
Befaßt uns nicht, die schon das Land erschaun
Im Winter weit, davor ein Schatten steht,
Des schwarze Schulter ragt im Abendgraun.

Ihr, die Ihr eingeschrumpft wie Zwerge seid,
Ihr, die Ihr runzelig liegt auf unserm Schoß,
Wir wuchsen über Euch wie Berge weit
In ewige Todes-Nacht, wie Götter groß.

Mit Kerzen sind wir lächerlich umsteckt,
Wir, die man früh aus dumpfen Winkeln zog
Noch grunzend, unsre Brust schon blau gefleckt,
Die nachts der Totenvogel überflog.

Wir Könige, die man aus Bäumen schnitt,
Aus wirrer Luft im Vogel-Königreich,
Und mancher, der schon tief durch Röhricht glitt,
Ein weißes Tier, mit Augen rund und weich.

Vom Herbst verworfen. Faule Frucht der Jahre,
Zerronnen sommers in der Gossen Loch,
Wir, denen langsam auf dem kahlen Haare
Der Julihitze weiße Spinne kroch.

Ruhen wir aus im stummen Turm, vergessen?
Werden wie Welle einer Lethe sein?
Oder, daß Sturm uns treibt um Winteressen,
Wie Dohlen reitend auf dem Feuerschein?

Werden wir Blumen sein? Werden wir Vögel werden,
Im Stolze des Blauen, im Zorne der Meere weit?
Werden wir wandern in den tiefen Erden,
Maulwürfe stumm in toter Einsamkeit?

Werden wir in den Locken der Frühe wohnen,
Werden wir blühen im Baum, und schlummern in Frucht,
Oder Libellen blau auf den See-Anemonen
Zittern am Mittag in schweigender Wasser Bucht?

Werden wir sein, wie ein Wort, von niemand gehöret?
Oder ein Rauch, der flattert im Abendraum?
Oder ein Weinen, das plötzlich Freudige störet?
Oder ein Leuchter zur Nacht? Oder ein Traum?

Oder — wird niemand kommen?
Und werden wir langsam zerfallen,
In dem Gelächter des Monds,
Der hoch über Wolken saust,
Zerbröckeln in Nichts,
— Daß ein Kind kann zerballen
Unsere Größe dereinst
In der dürftigen Faust?

Wir Namenlose, arme Unbekannte,
In leeren Kellern starben wir allein.
Was ruft Ihr uns, da unser Licht verbrannte,
Was stört Ihr unser frohes Stell-Dich-Ein?

Seht den dort, der ein graues Lachen stimmt
Auf dem zerfallnen Munde fröhlich an,
Der auf die Brust die lange Zunge krümmt,
Er lacht Euch aus, der große Pelikan!

Er wird Euch beißen. Viele Wochen war
Er Gast bei Fischen. Riecht doch, wie er stinkt!
Seht, eine Schnecke wohnt ihm noch im Haar,
Die spöttisch Euch mit kleinem Fühler winkt.

— Ein kleines Glöckchen —. Und sie ziehen aus.
Das Dunkel kriecht herein auf schwarzer Hand.
Wir ruhen einsam nun im weiten Haus,
Unzählige Särge tief an hoher Wand.

Was kommt er nicht? Wir haben Tücher an
Und Totenschuhe. Und wir sind gespeist.
Wo ist der Fürst, der wandert uns voran,
Des große Fahne vor dem Zuge reist?

Wo wird uns seine laute Stimme wehen?
In welche Dämmerung geht unser Flug?
Verlassen in der Einsamkeit zu stehen
Vor welcher leeren Himmel Hohn und Trug?

Ewige Stille. Und des Lebens Rest
Zerwittert und zerfällt in schwarzer Luft.
Des Todes Wind, der unsre Tür verläßt,
Die dunkle Lunge voll vom Staub der Gruft,

Er atmet schwer hinaus, wo Regen rauscht,
Eintönig fern, Musik in unserm Ohr,
Das dunkel in die Nacht dem Sturme lauscht,
Der ruft im Hause traurig und sonor.

Und der Verwesung blauer Glorienschein
Entzündet sich auf unserm Angesicht.
Eine Ratte hopst auf nacktem Zehenbein,
Komm nur, wir stören deinen Hunger nicht.

Wir zogen aus, gegürtet wie Giganten,
Ein jeder klirrte wie ein Goliath.
Nun haben wir die Mäuse zu Trabanten,
Und unser Fleisch ward dürrer Maden Pfad.

Wir, Ikariden, die mit weißen Schwingen
Im blauen Sturm des Lichtes einst gebraust,
Wir hörten noch der großen Türme Singen,
Da rücklings wir in schwarzen Tod gesaust.

Im fernen Plan verlorner Himmelslande,
Im Meere weit, wo fern die Woge flog,
Wir flogen stolz in Abendrotes Brande
Mit Segeln, die Sturm und Wetter bog.

Was fanden wir im Glanz der Himmelsenden?
Ein leeres Nichts. Nun schlappt uns das Gebein,
Wie einen Pfennig in den leeren Händen
Ein Bettler klappern läßt am Straßenrain.

Was wartet noch der Herr? Das Haus ist voll,
Die Kammern rings der Karawanserei,
Der Markt der Toten, der von Knochen scholl,
Wie Zinken laut hinaus zur Wüstenei.

## Die Dämonen der Städte

Sie wandern durch die Nacht der Städte hin,
Die schwarz sich ducken unter ihrem Fuß.
Wie Schifferbärte stehen um ihr Kinn
Die Wolken schwarz vom Rauch und Kohlenruß.

Ihr langer Schatten schwankt im Häusermeer
Und löscht der Straßen Lichterreihen aus.
Er kriecht wie Nebel auf dem Pflaster schwer
Und tastet langsam vorwärts Haus für Haus.

Den einen Fuß auf einen Platz gestellt,
Den anderen gekniet auf einen Turm,
Ragen sie auf, wo schwarz der Regen fällt,
Panspfeifen blasend in den Wolkensturm.

Um ihre Füße kreist das Ritornell
Des Städtemeers mit trauriger Musik,
Ein großes Sterbelied. Bald dumpf, bald grell
Wechselt der Ton, der in das Dunkel stieg.

Sie wandern an dem Strom, der schwarz und breit
Wie ein Reptil, den Rücken gelb gefleckt
Von den Laternen, in die Dunkelheit
Sich traurig wälzt, die schwarz den Himmel deckt.

Sie lehnen schwer auf einer Brückenwand
Und stecken ihre Hände in den Schwarm
Der Menschen aus, wie Faune, die am Rand
Der Sümpfe bohren in den Schlamm den Arm.

Einer steht auf. Dem weißen Monde hängt
Er eine schwarze Larve vor. Die Nacht,
Die sich wie Blei vom finstern Himmel senkt,
Drückt tief die Häuser in des Dunkels Schacht.

Der Städte Schultern knacken. Und es birst
Ein Dach, daraus ein rotes Feuer schwemmt.
Breitbeinig sitzen sie auf seinem First
Und schrein wie Katzen auf zum Firmament.

In einer Stube voll von Finsternissen
Schreit eine Wöchnerin in ihren Wehn.
Ihr starker Leib ragt riesig aus den Kissen,
Um den herum die großen Teufel stehn.

Sie hält sich zitternd an der Wehebank.
Das Zimmer schwankt um sie von ihrem Schrei,
Da kommt die Frucht. Ihr Schoß klafft rot und lang,
Und blutend reißt er von der Frucht entzwei.

Der Teufel Hälse wachsen wie Giraffen.
Das Kind hat keinen Kopf. Die Mutter hält
Es vor sich hin. In ihrem Rücken klaffen
Des Schrecks Froschfinger, wenn sie rückwärts fällt.

Doch die Dämonen wachsen riesengroß.
Ihr Schläfenhorn zerreißt den Himmel rot.
Erdbeben donnert durch der Städte Schoß
Um ihren Huf, den Feuer überloht.

# Ophelia

I

Im Haar ein Netz von jungen Wasserratten,
Und die beringten Hände auf der Flut
Wie Flossen, also treibt sie durch den Schatten
Des großen Urwalds, der im Wasser ruht.

Die letzte Sonne, die im Dunkel irrt,
Versenkt sich tief in ihres Hirnes Schrein.
Warum sie starb? Warum sie so allein
Im Wasser treibt, das Farn und Kraut verwirrt?

Im dichten Röhricht steht der Wind. Er scheucht
Wie eine Hand die Fledermäuse auf.
Mit dunklem Fittich, von dem Wasser feucht,
Stehn sie wie Rauch im dunklen Wasserlauf,

Wie Nachtgewölk. Ein langer, weißer Aal
Schlüpft über ihre Brust. Ein Glühwurm scheint
Auf ihrer Stirn. Und eine Weide weint
Das Laub auf sie und ihre stumme Qual.

2

Korn. Saaten. Und des Mittags roter Schweiß.
Der Felder gelbe Winde schlafen still.
Sie kommt, ein Vogel, der entschlafen will.
Der Schwäne Fittich überdacht sie weiß.

Die blauen Lider schatten sanft herab.
Und bei der Sensen blanken Melodien
Träumt sie von eines Kusses Karmoisin
Den ewigen Traum in ihrem ewigen Grab.

Vorbei, vorbei. Wo an das Ufer dröhnt
Der Schall der Städte. Wo durch Dämme zwingt
Der weiße Strom. Der Widerhall erklingt
Mit weitem Echo. Wo herunter tönt

Hall voller Straßen. Glocken und Geläut.
Maschinenkreischen. Kampf. Wo westlich droht
In blinde Scheiben dumpfes Abendrot,
In dem ein Kran mit Riesenarmen dräut.

Mit schwarzer Stirn, ein mächtiger Tyrann,
Ein Moloch, drum die schwarzen Knechte knien.
Last schwerer Brücken, die darüber ziehn
Wie Ketten auf dem Strom, und harter Bann.

Unsichtbar schwimmt sie in der Flut Geleit,
Doch wo sie treibt, jagt weit den Menschenschwarm
Mit großem Fittich auf ein dunkler Harm,
Der schattet über beide Ufer breit.

Vorbei, vorbei. Da sich dem Dunkel weiht
Der westlich hohe Tag des Sommers spät,
Wo in dem Dunkelgrün der Wiesen steht
Des fernen Abends zarte Müdigkeit.

Der Strom trägt weit sie fort, die untertaucht,
Durch manchen Winters trauervollen Port.
Die Zeit hinab. Durch Ewigkeiten fort,
Davon der Horizont wie Feuer raucht.

# Erinnerung an Georg Heym

Die jüngste Epoche deutscher Dichtung eröffnend, lebt, bestaunt von den entwaffneten Älteren, zur Mythe schon aufwachsend den Jüngeren, der tote Jüngling Georg Heym, den Dichtung wie Schicksal aus dem Leuchten des ewigen Tags wegriß in Grausen und Nacht.

Sein hallender Schrei klang zu wild anklagend der aufgerüttelten Wirklichkeit, sodaß empört sie den Empörer hinabschluckte, als er fünfundzwanzigjährig (1887 geboren) auf der Havel Schlittschuh lief. Denn mit seherischem Auge sah er in der Welt, die ihn drohend umragte, immer schon das düsterstrahlende Entsetzen und Grauen, das der Krieg jetzt aller Menschheit enthüllt.

Als seines Horns Fanfare erscholl, entschleierte wehrlos sich des Seins schrecklich zerstörtes Antlitz. Die traurigen Chöre der Ausgestoßenen und Armen, der Irren und Gefangenen, Mörder und Ermordeten, Somnambulen und Sterbenden, Blinden, Verruchten und Verfluchten ziehen auf unter der donnernden Musik seiner unbarmherzigen Verse. Die Städte, Flüsse, Massenhäuser und Mondnächte schwemmen in fahlem Glanz Elend und Sterben dahin durch die schauerlich wüst aufgebaute, erstarrte Landschaft.

Niemand vermochte bisher wie dieser in froher Wildheit zu Berlin lebende Rechtsstudent so ungeheuer weit den Bogen des mit mächtigem Blick Geschauten, mit jähpackender Faust Gefaßten zu spannen. Niemand vermochte wie er aus dem Erlebnis der Gegenwart so unendlich die Vision aufquellen — schwellen — wachsen — steigen zu lassen bis in die lastenden Himmel und blühenden Horizonte.

Zwar leuchtet aus dem infernalischen Sturz seiner Gesichte, Gedichte nicht das menschliche Bild des Dichters auf, aber im Rollen und Rauschen seiner Strophen, die späterhin immer schwebender und musikalischer sich fügten, ist das durchschütterte mitleidende Gefühl zu spüren, das allein diese geballten Massen visionärer Erscheinung herausschleudern konnte, — und in einigen Gedichten vom Tode weht ahnend milderer Flügelschlag der Verheißung aus selig-erlöster Welt. K. P.

## Walter Hasenclever

### Gedichte

Die Nacht fällt scherbenlos ins Unbewußte;
Erlebnis bröckelt von dir ab wie Kruste.
Schon schirrt der Tag mit Faß, Laterne, Karren
Einäugige Pferde, die auf Futter harren.
Geliebte Fraun! Wo mögt ihr heute träumen!
In was für Betten dunkel euch verschäumen.
Lösch aus, du letzte Kerze, die noch brennt!
Mit froher Güte will ich mich umsäumen.
Wer treu ist, kehrt zurück aus Zwischenräumen
Zu einem gleichen Schicksal, das er kennt.
Ihn wird der eitle Schmerz nicht mehr betören
Dessen, der nichts verliert und nichts behält.
Wer treu ist, wird dem Menschlichsten gehören —
Und so erfüllt er sich in ewiger Welt.

* * *

Und wenn du dich erkannt als große Fülle
Des Lebens, die das Leben ewig schafft,
Fällt von dir ab, was Not war, und die Hülle
Des Körperlichen, und du wirst die Kraft.
Du hast die Welt gezeugt und wirst sie töten;
Sie muß dir dienen, wie du sie gewollt.
Denn ohne blaß zu werden und Erröten,
Trägst du ihr Antlitz: ein Symbol, das rollt.
Von Kerzen und von Winden gern getragen,

Entschreitest du, beruhigt und gestillt:
Goldgräber, dem die guten Uhren schlagen.
Und Welt und Menschheit lebt in deinem Bild.

* * *

Mein Jüngling, du, ich liebe dich vor allen,
Du bist mein eigen Bild, das mir erscheint!
Ich sehe dich in manchen Teufelskrallen;
Gewiß, du bist nicht glücklich, hast geweint.
Du liebst zu schmerzlich oder harrst vergebens,
Dein Vater, deine Wirtin macht dir Qual,
Du zuckst in der Verwildrung deines Lebens,
Dein Geist wird bürgerlich, dein Kopf wird kahl.
Willst du nicht mit mir gehn und mich erhören!
Sieh, auf die gleichen Klippen schwimm ich ein.
Einst auf Prärien, jetzt in Geisterchören
Will ich dich rufen und will bei dir sein!

## Prophezeiung

### Aus einem neu entstehenden Buche: Tod und Auferstehung

Die Lagerfeuer an der Küste rauchen.
Ich muß mich niederwerfen tief in Not.
Leoparden wittern mein Gesicht und fauchen;
Du bist mir nahe, Bruder Tod.
Verworren zuckt Europa noch im Winde
Von Schiffen auf dem fabelhaften Meer,
Und durch die ungeheure Angst bricht her
Schrei einer Mutter nach dem kleinen Kinde.

Es starb mein Pferd heut Nacht in meiner Hand,
Wie hast du mich verlassen, Kreatur!
Aus dem Kadaver steigt das fremde Land
Hinauf zu einer andren Sonnenuhr.

Gib, daß ich ganz in meiner Schuld dich nenne,
Ein Mensch zu sein und deines Geistes Kind,
Am Abgrund, wo ich mein nicht mehr erkenne,
In Schmerz zerfallen und in Tränen blind.
Gib, daß die eitle Lust von mir entschwindet,
Der in Verzweiflung unter Sternen wohnt,
Der alle Marter dieser Welt empfindet
Und auf der Schlange Leib liegt, die ihn schont.
Daß ich in Sünde bin und Gutes werde
Und aus der Finsternis dein Antlitz seh:
Strahl meines Geistes auf vergangner Erde,
Erfüllung, Opfer und Gethsemane.

Ihr Fraun, ich möchte euch rufen aus euren Betten
Wie Don Juans letzte Parade vor seinem Tod,
Du in der Ferne, Geliebte, wer wird dich retten!
An welchem Brunnen stehst du, wer schenkt dir Brot!
Wirst du in einer fremden Familie enden?
Bald mit deinen kleinen zärtlichen Händen
Beten bei einem Kind im Abendrot?
Du Letzte, die ich geliebt, ich will mich verschwenden.
Ich kenne die Schmerzen alle, und nahe ist mir der Tod;
Sieh, es steht ein Stern über dunklen Hallen!
Ich glaube, auch du wirst bald auf die Kniee fallen,
Und Gott wird dir helfen in deiner Not.

So folg ich wieder dem Gebot des Geistes;
Geschöpf, hier endet deine irdische Spur.
Geliebtes, bald vergangen und Verwaistes:
Erkenn ich dich, bist du mein Schatten nur.
Wenn je ein Mensch in seiner kalten Größe
Zusammenstürzt an der verhaßten Zeit,
Erhebe ihn das Schauspiel seiner Blöße –
Es bleibt ein Wort von ihm in Ewigkeit.
Er eile hin und such, es zu erringen
Mit neuem Mut des auferstandnen Tags,
Und wieder, jetzt im schmerzlichsten Vollbringen,
Wird ihm die Stimme rufen: nimm und trags!

Mai 1914

## Albert Ehrenstein

### Oskar Kokoschka

Du bist einer von den Lichten,
von dem Aufgang roter Sonne,
was noch schwarz im Dunkeln geistert,
weicht von dir zur Wolkenwende.
Ruhe schwankt zur Bank der Fäulnis
Chaos mißt der Berge Abgrund,
Leben ist im Niedern trächtig,
Liebe giert und wird nicht schwanger,
Schaffen nur gibt Dir die Schöpfung,
: schwebend in des Lichtes starken Stürmen
rein im Atem den Äther schirmen!

## Georg Trakl †

In dem Baum, der aufwärts wandert,
geht die Glocke Abend unter,
bis zum Schatten blauer Tiefe,
die zur Seele singend spricht.

Dunkel wird in Dir das Feuer,
lichte Reise ahnt der Körper,
wiegt sich schluchzend über Wassern,
jenseits toter Lebensheimat.

Dämmert dir die neue Weihe,
Schwinge führt zum stillen Reigen,
hoch und höher über allem
Wo, Warum und Wann und Wie.

## Antinoos

Vor mir das krumme Horn der weißen Ziegen
wuchs ich sanft auf
und trank die Milch und schmauste Nüsse.
Die blauen Gesänge des Meeres
lullten mich ein am Abend,
morgendlich schwamm ich im Klaren,
ein Frühling unter den Stürmen.
Es wuchsen Kräfte des Leibes
stadtwärts, wo hinter drohenden Schleiern
lockend Penelope lohte.

Es warb um sie mein Auge,
es neigte mein Haar sich ihr.
Der schwarze phönikische Räuber Odysseus
entwürgte dem Hals mein Leben.
Es schwand mein Blut
und wurde Meer und trieb dahin.
Nur einmal noch hob ich mich auf vom Boden
und wurde neu.
O reiner Atem des Meeres,
als Sklave des Kaisers
treibe ich schlammig dahin auf dem Nil!
Nicht frommt die Schönheit meinem Antlitz.
Es rauben immer dem Griechen
Phöniker und Römer den Körper.
Ferner dem Leben und Hadrian
entgleit ich dem Kahn.
Schon entträgt mich der träge Nil,
nicht kehre ich wieder,
die blauen Gesänge des Meeres
lullen mich Schwindenden ein.

## Der Mensch schreit

Uns Gefesselte umringen
Teufel, die uns tierisch zwingen.
Mich verfluch ich, der ich kam,
ehe Licht die Erde nahm.

## Johannes R. Becher

### Berlin! Berlin!

Zmentene Rose, rings von kalten Flecken
Laternenkuppeln magisch überbaut:
Um Röhrenhals ein Zirkusamulett die Hecken.
Azure jähe stürzen aus asphaltenen Becken.
Du goldenen Südens langerweinte Braut!
Zerhackter Kindheit Traum. Katholische Legende.
Am Abgrundweg du freie Morgenwende.

Wir strömen ein. Da kreisen schmetternd uns Portale.
Fanfarenstoß rinnt lang die Straße grad.
Es träuft von Wimpern Tau der Dörfertale.
Verwoben schon im mystischen Apparat.
Steig um aus Nacht! Eröffne dein ländliches Kleid!
Schleudere den Arm, den Pflug — Signal! — ins Endlose weit!!

Die Huren wallen rhythmisch aus Tapeten
Von Horizonten veilchenveilchenblau.
Die jungen Dichter von Tribünen reden.
Du Kanzler starbst im nächtlichen Gehau.
Jahrhundertwind fegt breit in vollstem Zug.
Es fällt der Mensch, den deine Strophe schlug!!

Berlin! Berlin!! Es streifen Tausendbahnen
Melodisch surrend über dein Gezelt.
Drüber, drüber aber braust die Sternenwelt . . .
Türme spitz aus wogendem Ozeane.

Wir strömen ein. Von springenden Balkonen
Saltomortaleclou auf heißen Platz.
Aus Leibs karrierter Haut erblühen neue Zonen,
Darauf wie Knospe Schnee die Sonne platzt.

## Mary

Auf seidenem Haar schwankt grünen Huts Schalupp.
Vögel chinesisch in das Kleid verwebt.
Vitrine der Azur, drin Lilienpuppe
Sie überm Boden leicht am Faden schwebt.

Verschlüpft in Tischen. Auf melodischer Scheibe
Der Plätze um zu lautem Tanz gedreht
Der Autos, grader Menschen. Dichter schreiben
Von Halbmondlippen ab ihr Nachtgebet.

Und Wimpern rein die staubichte Straße fegen
Wie Palmenbesen. Gleißenden Südens Wind.
Um deren Ohr sich auch Giraffen legen.
In Nabels laubichter Grotte schluchzt ein Kind.

Sie —: aufgemalt ein Hain den Uferborden.
An Litfaßsäulen zauberisch Plakat.
Päane heulend sich die Völker morden.
„. . . du Bayonette abendliches Bad . . .“

## Die Mutterstadt

Die Mutterstadt, gelehnt an steife Berge
Das Dornenhaupt, der Knöchel Saum vom Meer
Umspült. Zahllos der Dome heilige Werke.
Ihr Schlaf vom Rauch der hundert Schlote schwer.

Die Mutterstadt beringt von allen Tönen.
Da rollen Psalms unmütlich vom Gestühl.
Nicht üben Macht auf sie die bitteren Föhne.
Die Straße beut dem Wanderer weichesten Pfühl.

Die Mutterstadt der Erdenstädte Rose.
Von Schmetterlingen webt sich bunt ein Wald
Ins Schimmelhaar. Aus schrundener Lippe stoßen

Der Sonne Strahlen. Süßer Kelch. Es krallt
Der Hände Blatt sich auf. Lang züngelt Faden
Ein blauer Fluß, in dem die Kindlein baden.

# Paul Boldt

## Junge Pferde

Wer die blühenden Wiesen kennt
Und die hingetragene Herde,
Die, das Maul am Winde, rennt:
Junge Pferde! Junge Pferde!

Über Gräben, Gräserstoppel
Und entlang der Rotdornhecken
Weht der Trab der scheuen Koppel,
Füchse, Braune, Schimmel, Schecken!

Junge Sommermorgen zogen
Weiß davon, sie wieherten.
Wolke warf den Blitz, sie flogen
Voll von Angst hin, galoppierten.

Selten graue Nüstern wittern,
Und dann nähern sie und nicken,
Ihre Augensterne zittern
In den engen Menschenblicken.

## Weichsel

Ein Thema: Weichsel; blutsüßes Erinnern!
Der Strom bei Kulm verwildert in dem Bett.
Ein Mädchen, läuft mein Segel aufs Parkett
Aus Wellen, glänzend, unabsehbar, zinnern.

In Obertertia. Julitage flammen,
Bis du den Leib in helle Wellen scharrst.
Die Otter floh; mein weißes Lachen barst
Zwischen den Weiden, wo die Strudel schwammen.

Russische Flöße in den Abend ragend.
Die fremden Weiber, die am Feuer sitzen,
Bewirten mich: Schnaps und gestohlener Speck.

Wir ankern und die Alten bleiben weg.
Die Völlerei. Aus grausamen Antlitzen
Blitzt unser Blick, ins Weiberlachen schlagend.

## Berthold Viertel

### Einsam

Wenn der Tag zu Ende gebrannt ist,
Ist es schwer nach Hause zu gehn,
Wo viermal die starre Wand ist
Und die leeren Stühle stehn.
Besser ists, mit den Verirrten
Laut vereint zum Weine finden.
Elend läßt sich mit Gift bewirten,
Und ein Blinder führt einen Blinden.
Freundin, Verlorne, ich könnte dich bitten,
Aber du wirst mich um Geld erhören.
Und wir eilen mit ungleichen Schritten,
Um uns tiefer noch zu zerstören.
Wer hat den Mut, ohne Rausch, ohne Blende
Durch die leeren Pausen zu gehn
Und einsam der Tageswende
In die erlöschenden Augen zu sehn!

## Alfred Wolfenstein

### Licht!

Die Nacht verdunkelt sich in tiefe Bäume,
Der Boden schwankt wie Schädel voller Träume,
Wir gehn, .. und fühlen nur das Gehn, nicht uns, ..
Wir hören Schritt, . . kein Klingen eines Bunds.

Wir haben paradiesisch lau gelebt,
In Wälder, Ebenen farblos eingeklebt,

Aus weiter Landschaft blickte jeder stille,
In ruhigen Körpern hauste klein der Wille.

Durch kleine Teiche schwammen unsre Pläne
Gleichgiltig leicht und einsam wie die Schwäne.
Und zwischen uns kontaktlos Fernen lag
Weich Finsternis als ein gelähmter Tag.

Kein Herz, kein Blick, kein Kampf ward in ihr groß.
Aus Wurzeln stieg die Landschaft regungslos
In einem Schein des Friedens, leicht und dunkel
— Und plötzlich bebt sie hier und wird noch dunkler —

Steht auf mit tierischem Gefunkel, — Hände
Voll Waffen drücken sich in unsre Hände,
Daß wir sie nehmen, aber drücken Wunden
In uns! — umtrommelt rings, gepreßt, gebunden,

Gestoßen in den Geist wie ins Genick, —
Ein Heer von Spähern dringt in unsern Blick,
Vollwächst mit unnatürlichen Gewalten
Der Wald mit Mauern, die uns niederhalten:

Mit kahlem Steingesicht, unnahbar böse,
In seinen Händen gellendes Getöse,
Befehl im Munde, und im Herzen stumm,
Geht ein Gespenst durch Menschenreihen um.

Es schlägt, und funkenlose Schwärze stiebt,
Schon wird mein Herzschlag überdröhnt, — zersiebt,
Zerstampft zu Dunkel und gesandt ins Nichts,
In Nacht hineingereiht, — zum Mord des Lichts.

Doch plötzlich in dem allfeindselgen Land
– Mit wem zusammentastet meine Hand –?
O etwas mutigeres Weiterstrecken
Und dich bei mir und mich bei dir Entdecken!

Ein Herz blitzt hoch aus angerührten Fingern,
Gewalt sinkt hin, die leeren Wände schlingern,
O Freund! Kaserne flieht um unser Haupt,
Um Schönheit, die sich plötzlich gleicht und glaubt!

Die Erde fällt, doch wir sind endlich da,
Um sie zu halten, breit und innig nah,
In ihre Wüste werde eingetürmt
Die Friedensburg, die keiner wieder stürmt:

Aus Donnerspannung unsrer Freundschaft bricht
Die Stadt voll Stirnen, Himmeln, Wucht und Licht!
Gesellschaft ewig sonnennaher Straßen,
Die Glücklichkeit an Hellem ohne Maßen!

Und einsam – nichts, kein Haus, kein Schritt, kein Träumen.
Gerieben Wort an Worten, Raum an Räumen,
Aus endloser Berührung brennt ein Meer
Hervor, zurück und heißer, höher her!

Du Kreis und Kampf der Stadt, du roter Stern,
Mach über Krieg, Nacht, Kälte dich zum Herrn,
Von uns verbunden tiefer uns verbünde,
Geliebt und liebend leuchte und entzünde!

## Vor der Erhebung

Ich trete zum Balkon hinaus, beengt,
Der wie ein Tropfen an dem Hause hängt,
Ins Freie wehen weit mit mir Gardinen,
Von meiner Lampe und vom Mond beschienen.

Auf Wolken, scharf ins Dunkel eingebauten,
Stehn Schatten unsichtbar, mit weißen Augen,
Gegen mich Schwebenden und unsre Stadt:
– Wie schwankt und bebt sie als ein neues Blatt

An unsrer Erde, – die noch bebend hängt,
Vom Kreis der Sterne wieder weggedrängt
Zu einem Rand der Welt, – da zuckt sie wankend,
Im Riesenkampfe sich ans Leben rankend.

Unsicher stürmisch, ihre Frucht und Ehre,
Tret ich zu ihr hinaus bis an die Leere,
Von Grenzen halte ich die heiße Wacht
Der Stirn entgegen Sternenübermacht!

Das böse Schweigen rings und himmelwärts
Soll immer schwerer werden als mein Herz!
Ich fühle rings den Traum den Schlaf bezwingen,
Ein Atmen saust aus Fenstern mir in Schwingen:

Und wachse voller Freiheit hin zum Rande
Des Abgrunds: Schwanke, brich in jedem Bande –
Kein Sturz zum Boden soll uns rückwärts biegen,
Uns Flatternde, uns Würdige zu fliegen!

## Max Brod

### Absage

Ihr, die ihr spracht: „Die Welt ist nichts,"
„Jeder allein" und „Wie Sand weggeschwemmt"
Und „Nichts ist mein, mein Ich sogar mir fremd,"
Fuhr nicht aus diesem Krieg strafend ein Strahl des Lichts

Und zeigte euch der Erde Königreich,
Das ihr mißachten wolltet, weißlich brennen!
Da es sich krümmt in Qualen ohnegleich,
Krümmt bis ins Herz euch, wollt ihr's immer noch verkennen?

Da wie Papier im Ofen, schwarz und rot,
Länder verkohlen, platzend, aufgebläht
Vom Wind, der atemgleich um Flammen loht,
Ich rufe euch: wer ist, der seine Schuld nicht rät?

Ihr fühltet nicht des Daseins Würdigkeit,
Nicht das Gewicht des Ich. Euch loszulösen
Aus Irdischem, zu flattern aus der Zeit,
Verfrühtem Himmelreich galt euer Kinderwesen.

Seht euer Werk nun! War es euch gering,
Daß mancher gute Baum behütet stand,
So nahm der Gott des Zorns die Axt und ging
Als ein Holzfäller, legte jeden Hain im Land.

Lobet den Herrn, denn er ist gut! Er gab
Das Sichtbare, wir mögen es beseelen.
Ihr weicht, da öffnet er sein Riesengrab,
Schon steht des Weltalls Sarg, zitternd auf morschen Pfählen,

Bereit, sich in die Grube einzusenken. –
Wer hält den Fels? Wer seinen Wert erfaßt.
Mögt ihr Erlösung und Entlastung denken!
Ich greif das Seil; denn lieb ist mir die Gotteslast.

## Rudolf Leonhard

### Auf Stadlers Grab

Ich weiß nicht, wo er liegt. Ich weiß nicht, wo er fiel.
Er lag vielleicht schon, mit gefalteten Brauen
Auf einen Feind, den er liebte, zu schauen?
Ich weiß nicht: wand er sich im Krampf? Wars Traum
und Spiel?

Ich weiß nur: viele Herzen sind verwaist.
Und weiß: wenn wer nach seinem Grabe fragt,
Da keine Säule unter Kreuze ragt,
Seine Stimme besteht und sagt:
Nichts ist vergänglich. Hart besteht der Geist.

### Bruder und Schwester

(Schwester Nausikaa gewidmet)

Als die Granate kam,
Die deinem Nebenmanne die linke Schulter abnahm –
Er blutete nicht, selbst sein Blut erstarrte –
Standest du, brennend in Schreck und Scham
Des Gläubigen, den die Hölle narrte.

Doch es geschah im Lazarett,
Daß dein erstarrtes Herz erwarmte,
Als die Schwester, knieend an deinem Bett,
Weinend fast,
Die Last
Deiner erfrornen Füße umarmte.

## Max Pulver

### Das Bild

Aus grauem Nebelduft und Regentag
Tritt mir dein Bild undeutlich zart entgegen:
Mit halberhobnen Armen, heiß und zag,
Sehnsüchtig still, zudrängend halb verwegen.
Und all dies Stürmische, was sprudelnd wallt
Aus deinem Blut und deiner Seele, funkelt
Sichtbarlich jetzt um deine Wohlgestalt
Vom leisen Fall der Tropfen kaum verdunkelt.
Ich weiß es ja, du selber bist es nicht,
Die draußen vor mir steht im Regenschauer.
Du schickst dein Bild, du bist nur ein Gesicht
Nach vollem Leben ängstlich auf der Lauer,
Du brauchst mein Wesen, daß du Leib gewinnst,
Brauchst meinen Glauben, um im Sein zu gründen.
Du webst im Sturm, bist Spinne und Gespinnst
Und saugst mein Blut und lässest mich erblinden.

Wenn ich dich sehe, bin ich nicht mehr frei,
Wenn ich dir glaube, spür ich deine Schlingen.
Dich Wesenloses reißt kein Band entzwei,
Denn keine Macht kann so viel Schwäche zwingen.
Nur wenn dein Selbst sich deines Bilds erbarmt,
Und du es füllst mit Wirklichkeitsgewichten,
Wenn es zu eignem Leben voll erwarmt,
Kannst du den tiefen Abgrund in mir schlichten.

## Douarnenez

Hier lockt das Meer mit silberblauer Seide;
Im roten Stein verlieren sich die Buchten:
Goldgelbe Locke — reifendes Getreide
Und Schwaden schwanken Grases füllt die Schluchten.
Die Ulmen stehn mit sanftumrissnen Rändern
Am Klippenhange zwischen leichten Dächern,
Die grelle Straße knüpft in ihren Bändern
Ans Tal den Berg mit seinen Kiefernfächern.
Auf breitem Sande läuft verlorne Brandung
In Wellen aus, die sich zu Schaum zerhasten:
Weit draußen sucht ein braunes Boot die Landung
Und schüttelt sich mit abgerefften Masten.
Ein zornig Scheltwort schaffender Matrosen
Fliegt bis zu uns durchs stete Windestosen.

## Landschaft

Mit weichen grünen Wellen geht der Fluß,
Das andre Ufer steht im reifsten Laube;
Hier war einst Gegenwart, was jetzt nur Glaube,
Und tiefes Glück und strömender Genuß.
Hier saßen wir im Sommerabendbrand
Von deiner Abschiedsbitternis durchläutert,
Nun hat Verborgenes sich so erweitert,
Daß mir die Sehnsucht glitt aus flehnder Hand.
Nun bin ich einsam, da ich dich verlor,
Ganz unbelauscht mich in dich zu versenken,
Ich sprach von dir und ließ dein Bild mir kränken,
Das rein war wie ein strahlend Meteor.
Zwar flog die Trübung wie ein leichter Rauch
An deinem Bild vorbei und ließ es helle,
Allein die Schwermut lehnt an meiner Schwelle,
Und macht mir schattig Mensch und Baum und Strauch.
Die Sonne sank. Der wilden Enten Schrei
Zerreißt die Luft wie ihre Flügelschläge.
Wie traurig hängt das Weidenlaub am Wege,
Wie grau und aschig treibt der Fluß vorbei.

# Paul Kraft

## Lied beim Aufwachen am Morgen

Morgendlich angeschmiegt
An schmeichelnde Kissen,
Wehes, das dich umfliegt,
Ist nun zerrissen.

Freundlich funkelt noch nach,
Was du im Schlafe genossen,
Was dich, halbträumend, halbwach –
Leuchtend umflossen.

Seidenes und kühles Gedicht
Klingt in dir.
Schwebendes, tanzendes Licht
Verstrahlt an dir.

Glieder werden wie Gold,
Sind so dem Leben entbebt.
Alles ist nun verzollt,
Was du mit Beben gelebt.

Glieder lösen sich sanft,
Werden gewichtlos und leicht.
Liebe, die zu dir sich neigt,
Führt dich aus Nacht in den Tag.

## Ernst Blaß

Ich bin nur Staubkorn – riesig ragt die Nacht.
Mein Weg treibt durch Laternen und viel Stein.
Als ich von Menschen wollt' verlassen sein,
Hab ich es mir nicht als so groß gedacht.

Ich kann nun nichts von alledem erreichen,
Was gar nicht fern man redet und man lacht.
Nur Nacht wird lang um meine Wangen streichen,
Bis ich mich Einsamen nach Haus gebracht.

Ich werd in ein entferntes Bett mich legen
Und wissen, daß ich schied, bestimmt bedrückt
Von dem, was ich verließ, doch nicht vergaß,

Und dennoch fühlen dies als einen Segen:
Es war doch überviel, was ich besaß,
Was nun die Nacht der Stunden mir entrückt.

## Süddeutsche Nacht

Vorgärtennacht! Mit Sträuchern an den Straßen,
Wo Bäume neben Gaslaternen stehn,
Im Dunkel hell und über alle Maßen
Zu golddurchjagtem Duften ausersehn!

Die Bäume sind wie Vögel mädchengleich
Und senken gelber Helle zu ihr Laub,
Laternenschein rinnt wie ein zarter Staub
Auf lichte Blätter in dem Wipfelreich.

Wir wollen aber nicht nach oben sehn.
Vielleicht, daß schon am nächtigen Himmel steht,
Wenn wir ganz klein durch Gartenstraßen wehn,
Ein riesiger, entsetzlicher Komet.

# Else Lasker-Schüler

## Zebaoth

Gott, ich liebe dich in deinem Rosenkleide,
Wenn du aus deinen Gärten trittst, Zebaoth.
O, du Gottjüngling,
Du Dichter,
Ich trinke einsam von deinen Düften.

Meine erste Blüte Blut sehnte sich nach dir,
So komme doch,
Du süßer Gott,
Deines Tores Gold schmilzt an meiner Sehnsucht.
(Ich schenke dieses Gedicht Helene, der lieben Prinzessin von Soutzo)

## Weltende

(Wilhelm von Kevlaar zur Erinnerung an viele Jahre)

Es ist ein Weinen in der Welt,
Als ob der liebe Gott gestorben wär,
Und der bleierne Schatten, der niederfällt,
Lastet grabesschwer.

Komm, wir wollen uns näher verbergen ...
Das Leben liegt in aller Herzen
Wie in Särgen.

Du! wir wollen uns tief küssen –
Es pocht eine Sehnsucht an die Welt,
An der wir sterben müssen.

### Liebesflug

Drei Stürme liebt ich ihn eh'r wie er mich,
Jäh schrien seine Lippen
Wie der geöffnete Erdmund!
Und Gärten berauschten an Mairegen sich.

Und wir griffen unsere Hände,
Die verlöteten wie Ringe sich.
Und er sprang mit mir auf die Lüfte
Gotthin, bis der Atem verstrich.

Dann kam ein leuchtender Sommertag.
Wie eine glückselige Mutter.
Und die Mädchen blickten schwärmerisch,
Nur meine Seele lag müd und zag.

## René Schickele

### Ballade von der Frau Minne

Dein glühend Reich dehnt sich von Ost nach West,
zehn Tagemärsche sind von einer Lust zuran dern.
Vieltausend Helden wollten dich durchwandern,
denn deine ferne Sonne schien ein Fest.

Sie fielen in die Schlünde deiner Augen.
Erblindeten an deiner Brüste Rand.
Es stach mit Wahnsinn sie der Sonnenbrand,
sie mordeten, um frisches Blut zu saugen.

An deinen Lenden endete das Schlachten nie,
mit letzten Kräften kämpften sie vor deinen Toren.
Manch Heldenlied ward unter Schwertern da geboren,
doch jeder, der es sang, verstummte jäh und schrie.

In deinem Haar, das über Berg klettert, wohnen
die Geister jener Helden, die dein glühend Reich verschlang.
Sie spielen Minne wie die Kinder, Ewigkeiten lang,
sie sprechen wie Musik und tragen kleine Kronen.

## Vorortballade

Um seine Villa beneidet der eine den andern, um das
Leuchten des Wannsees,
um seine Terrasse mit geflochtenen Stühlen, um das
Segelboot „Ramses".

Um seinen Hühnerhof auch und den schattigen Garten,
wo er in vielen Nächten verdammt war zu warten,

bis eine Dame kam, mit hellem Haar und dem Schlüssel
zum Auslug.
Ihr Haar fiel, und sie lachte leis, bis die erste Lerche im
Tau schlug.

Nun aber möchte er Starkästen bauen, mit kleinen Hunden
spielen,
dem Wetter vertrauen und im Schatten nach glitzernden
Möwen zielen,

das Boot „Ramses" besteigen, in Himmel und Wolken baden!
Vor allem wünschte er sehr, seine Freunde zum Essen zu laden.

Wogegen der andre mit Schnaken kämpfte im schattigen Garten,
verdammt, in vielen Nächten zu stehn und lange zu warten,

bis eine Dame käme, mit hellem Haar und dem Schlüssel zum Auslug.
Ihr Haar fiel, und sie lachte leis, bis die erste Lerche im Tau schlug.

## Bundschuh

Aus ist mit Zinsen, Gülten und Frohne,
hebt das Bein!
Wir Bauern wollen selber Herren sein,
am allergrößten Weinkrug kleben,
wir wollen ohne Herrschaft leben
und Papst und auch noch Kaiser sein.
Ihre Dirnen gereichen uns zum Lohne.
Juchhe, wie fein.
Es lebe Erasmus Gerberlein!

Was kann ein Bauer all zustande bringen
ganz allein,
wenn er nur hält eine eigene Fahn'!
Den Bundschuh sie uns verboten han,
den Ullmann zu Basel in Stücke geschnitten,
das mögen sie uns mit Blut abbitten
beim Gockern vom roten Bauernhahn
und gar viel Kyrie-eleison-Singen.
Juchhe, wie fein.
Es lebe Erasmus Gerberlein!

Wir klopfen die weißen Klöster zuschanden
längs dem Rhein,
Spund 'raus! von durstigen Bauern ein wackrer Hauf
kommt angerannt in heißem Lauf,
davor es raucht und Funken stieben.
Und die wir nicht gleich in den Himmel hieben,
die ziehen wir am Seil hinauf.
Das sind an Gott unsre dringlichen Gesandten.
Juchhe, wie fein.
Es lebe Erasmus Gerberlein!

Die Welt steht doch, drauf wir marschieren und traben,
und das ist Wein!
Herr Probst, wenn er uns erschlagen find',
er lache nicht zu laut in den Wind!
Die Seele tut sich zum Himmel aufraffen
und haut die Sense in die Pfaffen,
die uns auf Erden entwichen sind.
Und Gott wird Einsicht mit uns Bauern haben.
Juchhe, wie fein.
Es lebe Erasmus Gerberlein!

## Die Schwarze

Wir schreiten im täglichen Kugelregen:
Armut, Krankheit und das Schlimmste,
Verzweifeln an sich selbst.
Wir schreiten im täglichen Kugelregen
und streiten mit Herz und Hirn,
dem einen Herz, dem einen Hirn,

gegen tausendfach verbündete Gewalten,
Armut, Krankheit und das Schlimmste:
Schwermut.

Wie oft sanken wir aus einer Umarmung
und nahmen noch die ganze Schöpfung
wie ein Weib mit einem Blick
und hielten, die geballte Hand in den Haaren
deren, die unsre Sklavin war aus Glück,
die Zügel eines blitzenden, leuchtenden,
über federnde Straßen
tropischer Wälder hinwiehernden
Gespanns! Ließen sie fahren,
rissen herrisch sie zurück!
Und die Welt schrie, umtobte uns,
gigantische Meute, und schwieg
mit allen Stimmen. Sanfter,
als Kinderlächeln, wurden alle Farben.

Freuden durchbohrten uns,
wir bluteten vor Glück.
Wir sangen süße Sterbelieder
unter einem Purpurzelt.
Unsagbar milde Winde hoben uns auf
und trugen die ermattet Schlafenden davon.
Wir träumten. Die Jahreszeiten kamen in Lawinen
von gewaltigen Bergen herunter
und begruben uns. Wir lagen,
mit unsern glückseligen Narben
erhellten wir die Welt.

Wie oft war das alles schon.
Und dann hatten wir kein Brot,
und dann waren wir krank,
und dann waren wir schwach an uns selbst.
Wir saßen in einem Park auf einer Bank
und harrten eines und wichen nicht,
der uns irgendetwas Gutes bot:
Geld, Liebe oder nur ein freundlich Gesicht,
um es nach Haus zu tragen.

Wir schreiten im täglichen Kugelregen
und streiten mit Herz und Hirn,
dem einen Herz, dem einen Hirn,
gegen tausendfach verbündete Gewalten,
Armut, Krankheit und das Schlimmste:
Schwermut, die überall einbricht,
in Siege und in Niederlagen,
sie springt, gewaffnet, aus der Rose.

Die aus der Erde graut.
Auf allen Seelenwegen
im Sichelwagen rast,
üppigrot mit schwarzer Aureole.

Deren Augen, gradaus gerichtet,
aller Freuden Dämmerung enthalten
und dahinter, heiß hervorbrechend, den Glanz
harter, starrer, blaustählerner Städte

mit Zinnen so weiß
wie ein Todesschrei –
Festungen der Verzweiflung.

Wie oft fuhr sie uns über Hirn und Herz,
das eine Hirn, das eine Herz,
die Dirnenaugen gradaus gerichtet,
und war nur wie ein Luftzug
und riß die Welt entzwei.
Und wir stehn!
Wir stehn.
Wir stehn.

## Paul Zech

### Die nüchterne Stadt

Straßauf, straßab durchstreifen wir die Stadt,
die graue Stadt, die Stadt zermürbter Brücken.
Verlumpte Bettler drohen giftig mit den Krücken,
und Händler drücken uns an Häusern platt.

Aus Wirtshausfenstern wirbelt fetter Bratgeruch
und Lustgebrüll aus hundert Singspielhallen.
Wir müssen schnell die Riemen fester schnallen
und ducken uns vor Fremdenhaß und Lästerfluch.

Den Korso überwölkt Geheul von Schiffsfanfaren,
und Bahngeräusch bleit sich in unsre Nerven rücksichtslos.
Aus Pflasterritzen wuchert Unkraut riesengroß.

Verkrüppelt stehn paar Linden am Kanal.
Verstimmte Glocken überwimmern Lust und Qual,
und nirgend sieht man Kinder, die sich um ein Spielwerk scharen.

## Franz Werfel

### Lächeln Atmen Schreiten

Schöpfe du, trage du, halte
Tausend Gewässer des Lächelns in deiner Hand!
Lächeln, selige Feuchte ist ausgespannt
All übers Antlitz.
Lächeln ist keine Falte,
Lächeln ist Wesen vom Licht.
Durch die Räume bricht Licht, doch ist es noch nicht.
Nicht die Sonne ist Licht,
Erst im Menschengesicht
Wird das Licht als Lächeln geboren.
Aus den tönenden, leicht, unsterblichen Toren,
Aus den Toren der Augen wallte
Frühling zum erstenmal, Himmelsgischt,
Lächelns nieglühender Brand.
Im Regenbrand des Lächelns spüle die alte Hand,
Schöpfe du, trage du, halte!

Lausche du, horche du, höre!
In der Nacht ist der Einklang des Atems los,
Der Atem, die Eintracht des Busens groß.
Atem schwebt
Über Feindschaft finsterer Chöre.

Atem ist Wesen vom höchsten Hauch.
Nicht der Wind, der sich taucht
In Weid, Wald und Strauch,
Nicht das Wehn, vor dem die Blätter sich drehn . . .
Gottes Hauch wird im Atem der Menschen geboren.
Aus den Lippen, den schweren,
Verhangen, dunkel, unsterblichen Toren,
Fährt Gottes Hauch, die Welt zu bekehren.
Auf dem Windmeer des Atems hebt an
Die Segel zu brüsten im Rausche,
Der unendlichen Worte nächtlich beladener Kahn.
Horche du, höre du, lausche!

Sinke hin, kniee hin, weine!
Sieh der Geliebten erdenlos schwindenden Schritt!
Schwinge dich hin, schwinde ins Schreiten mit!
Schreiten entführt
Alles ins Reine, alles ins Allgemeine.
Schreiten ist mehr als Lauf und Gang,
Der sternenden Sphäre Hinauf und Entlang,
Mehr als des Raumes tanzender Überschwang.
Im Schreiten der Menschen wird die Bahn der Freiheit geboren.
Mit dem Schreiten der Menschen tritt
Gottes Anmut und Wandel aus allen Herzen und Toren.
Lächeln, Atem und Schritt
Sind mehr als des Lichtes, des Windes, der Sterne Bahn,
Die Welt fängt im Menschen an.
Im Lächeln, im Atem, im Schritt der Geliebten ertrinke!
Weine hin, kniee hin, sinke!

## Warum mein Gott

Was schufst du mich, mein Herr und Gott,
Der ich aufging, unwissend Kerzenlicht,
Und da bin jetzt im Winde meiner Schuld,
Was schufst du mich, mein Herr und Gott,
Zur Eitelkeit des Worts,
Und daß ich dies füge,
Und trage vermessenen Stolz,
Und in der Ferne meiner selbst
Die Einsamkeit?!
Was schufst du mich zu dem, mein Herr und Gott?

Warum, warum nicht gabst du mir
Zwei Hände voll Hilfe,
Und Augen, waltend Doppelgestirn des Trostes?
Und eine Stimm aprilen, regnend Musik der Güte,
Und Stirne überhangen
Von süßer Lampe der Demut?
Und einen Schritt durch tausend Straßen,
Am Abend zu tragen alle
Glocken der Erde
Ins Herz, ins Herze des Leidens ewiglich?!
Siehe, es fiebern
So viele Kindlein jetzt im Abendbett,
Und Niobe ist Stein und kann nicht weinen.
Und dunkler Sünder starrt
In seines Himmels Ausgemessenheit.
Und jede Seele fällt zur Nacht
Vom Baum, ein Blatt im Herbst des Traumes.

Und alle drängen sich um eine Wärme,
Weil Winter ist
Und warme Schmerzenszeit.

Warum, mein Herr und Gott, schufst du mich nicht
Zu deinem Seraph, goldigen, willkommenen,
Der Hände Kristall auf Fieber zu legen,
Zu gehn durch Türenseufzer ein und aus?!
Gegrüßet und geheißen:
Schlaf, Träne, Stube, Kuß, Gemeinschaft, Kindheit, mütterlich?!
Und daß ich raste auf den Ofenbänken,
Und Zuspruch bin, und Balsam deines Hauses,
Nur Flug und Botengang, und mein nichts weiß,
Und im Gelock den Frühtau deines Angesichts!

## Adam

An diesem Kreuzweg, abendlich umlauert,
Gewahr ich plötzlich, wie mein Leben dauert.
Ich hör in mir die Zeit, die schafft und mauert,
Gleichgültig innen Schlag an Schlag erschallen.
Das Tier des Daseins hat mich überfallen,
Ein Atem geht, der groß mich überstreicht,
Auf meiner Schulter, riesenhaft und leicht,
Sitzt es mir vogelfern und endlos eingekauert.

Und um mich Sternensturz und Fels und Baum
Gehn ihres Wegs und wandeln Traum in Traum.

Ich Überträumter, wie ich steh und stehe,
Fühl ich mich an, und weiß, daß ich mich drehe.
Gedreht mit andern fahr ich hin,
Und weiß nur eins: Es ist kein Sinn
In dem Ichbin!

Ichbin ist um mich. Ich bin eingeschlossen,
Und Unentrinnbar ist der zweite Name der Welt!
Zerbräch ich mich, wär ich nicht ausgegossen,
Nur neu in den verruchten Tanz gestellt!
Denn All ist alles,
Kein Loch in der Zeit,
Kein Raum hinter der Unendlichkeit.

Ach, wie unsäglich unverknüpft
Mir jedes Ding vorüberhüpft!
Der eitle Sturm, der eitle Wald,
Der eitle Ich vorüberwallt!

Niemals ein Mein
Immer nur Sein!
Will ich was halten,
Löst sich und brichts.
Von den Gestalten
Nichts kann ich halten,
Nicht einmal Nichts.

Flucht ist mir nicht gegeben,
Wohin ich mich wende — Leben.
So will ich mich denn verweben

Ins Ewige, ins Allein!
Auf dieser Erde eben
Sitzen und sein und schrein!!

## Fremde sind wir auf der Erde alle

Tötet euch mit Dämpfen und mit Messern,
Schleudert Schrecken, hohe Heimatsworte,
Werft dahin um Erde euer Leben!
Die Geliebte ist euch nicht gegeben.
Alle Lande werden zu Gewässern,
Unterm Fuß zerrinnen euch die Orte.

Mögen Städte aufwärts sich gestalten,
Ninive, ein Gottestrotz von Steinen!
Ach, es ist ein Fluch in unserm Wallen . . .
Flüchtig muß vor uns das Feste fallen,
Was wir halten, ist nicht mehr zu halten,
Und am Ende bleibt uns nichts als Weinen.

Berge sind, und Flächen sind geduldig . . .
Staunen, wie wir auf und nieder weichen.
Fluß wird alles, wo wir eingezogen.
Wer zum Sein noch Mein sagt, ist betrogen.
Schuldvoll sind wir, und uns selber schuldig,
Unser Teil ist: Schuld, sie zu begleichen!

Mütter leben, daß sie uns entschwinden.
Und das Haus ist, daß es uns zerfalle.
Selige Blicke, daß sie uns entfliehen.

Selbst der Schlag des Herzens ist geliehen,
Fremde sind wir auf der Erde alle,
Und es stirbt, womit wir uns verbinden.

## Fluch des Werkes

Wie fleht der Sinn, den wir zu tragen haben
Uns um sein Wort!
Das Lied doch, das wir ihm zu sagen gaben,
Schon rafft ihn fort.

Wenn traumwärts süße die Gestalten walten,
Ruf sie nicht her!
Du wirst in Armen bald die Kalten halten,
Verzerrt und leer.

Als Gottes Werk aus Gottes Jahr gefahren,
Und Welt brach an,
Um die Gedanken, die die wahren waren,
War es getan.

Aus tausend Grüften grün die Toten drohten,
Wo Fäulnis brennt.
Die Kranken keuchten, und Despoten lohten
Zum Firmament.

Und Mord allein geschahe fern und nahe,
Und war im Recht.

Und Gott sprang auf, und sahe hin und sahe:
So ist es schlecht!

Er kann das Werk nicht mehr mit Händen wenden,
Es rollt und glüht.
Und bis es rasend wird in Bränden enden,
Weint er sich müd.

Drum glücklich Bruder, wenn dir Schweigen eigen,
Zerbrich es nicht!
Aus Traum und Teichen laß die Reigen steigen,
Klang und Gesicht.

Weh dir, willst du dem Schweben Leben geben,
Das in dir sann.
Dein Werk wird an des Käfigs Stäben kleben,
Und klagt dich an.

Es wird mit den geschaffnen Dingen ringen
Die Hände wirr.
Du wirst ein Ding in Todesschlingen bringen,
Und machen irr.

Wenn sündig all auf ihren Pfaden traben,
Betäubt und blind,
Wird Gott die tiefste Schuld auf sich zu laden haben,
Weil alle sind!

## Jesus und der Aser-Weg

Und als wir gingen von dem toten Hund,
Von dessen Zähnen mild der Herr gesprochen,
Entführte er uns diesem Meeres-Sund
Den Berg empor, auf dem wir keuchend krochen.

Und als der Herr zuerst den Gipfel trat,
Und wir schon standen auf den letzten Sprossen,
Verwies er uns zu Füßen Pfad an Pfad,
Und Wege, die im Sturm zur Fläche schossen.

Doch einer war, den jeder sanft erfand,
Und leiser jeder sah zu Tale fließen.
Und wie der Heiland süß sich umgewandt,
Da riefen wir und schrieen: Wähle diesen!

Er neigte nur das Haupt und ging voran,
Indes wir uns verzückten, daß wir lebten,
Von Luft berührt, die Grün in Grün zerrann,
Von Eich' und Mandel, die vorüberschwebten.

Doch plötzlich bäumte sich vor unserem Lauf
Zerfreßne Mauer und ein Tor inmitten.
Der Heiland stieß die dumpfe Pforte auf,
Und wartete bis wir hindurchgeschritten.

Und da geschah, was uns die Augen schloß,
Was uns wie Stämme auf die Stelle pflanzte,
Denn greulich vor uns, wildverschlungen floß
Ein Strom von Aas, auf dem die Sonne tanzte.

Verbissene Ratten schwammen im Gezücht
Von Schlangen, halb von Schärfe aufgefressen,
Verweste Reh' und Esel und ein Licht
Von Pest und Fliegen drüber unermessen.

Ein schweflig Stinken und so ohne Maß
Aufbrodelte aus den verruchten Lachen,
Daß wir uns beugten übers gelbe Gras
Und uns vor uferloser Angst erbrachen.

Der Heiland aber hob sich auf und schrie
Und schrie zum Himmel, rasend ohne Ende:
„Mein Gott und Vater, höre mich und wende
Dies Grauen von mir und begnade die!

Ich nannt mich Liebe und nun packt mich auch
Dies Würgen vor dem scheußlichsten Gesetze.
Ach, ich bin eitler, als die kleinste Metze
Und schnöder bin ich, als der letzte Gauch!

Mein Vater du, so du mein Vater bist,
Laß mich doch lieben dies verweste Wesen,
Laß mich im Aase dein Erbarmen lesen!
Ist das denn Liebe, wo noch Ekel ist?!"

Und siehe! Plötzlich brauste sein Gesicht
Von jenen Jagden, die wir alle kannten,
Und daß wir uns geblendet seitwärts wandten,
Verfing sich seinem Scheitel Licht um Licht!

Er neigte wild sich nieder und vergrub
Die Hände ins verderbliche Geziefer,
Und ach, von Rosen ein Geruch, ein tiefer,
Von seiner Weiße sich erhub.

Er aber füllte seine Haare aus
Mit kleinem Aas und kränzte sich mit Schleichen,
Aus seinem Gürtel hingen hundert Leichen,
Von seiner Schulter Ratt und Fledermaus.

Und wie er so im dunkeln Tage stand,
Brachen die Berge auf, und Löwen weinten
An seinem Knie, und die zum Flug vereinten
Wildgänse brausten nieder unverwandt.

Vier dunkle Sonnen tanzten lind,
Ein breiter Strahl war da, der nicht versiegte.
Der Himmel barst. – Und Gottes Taube wiegte
Begeistert sich im blauen Riesen-Wind.

# Kasimir Edschmid/ Yousouf

…ich glaube indessen, daß, hier wie überall, Liebe eine Kunst ist wie das Reiten und Flöteblasen.
Der Marquis de Langle.

Die Herren standen in dem Vorsaal und klirrten leis mit den Degen. Ihre Gespräche liefen verhalten und erwartungsvoll.

Dann flogen die Flügeltüren auf, und Las Casas trat aus dem Kabinett. Sie sahen sofort sein Gesicht, das beherrscht in der Rampe stand und dann an ihnen vorbeischritt. Sie sahen Stolz darin und verbeugten sich. Einer ging auf ihn zu und sagte ein paar Worte. Man sah nur seinen gekrümmten Rücken. Der andere dankte mit der Höflichkeit einer wahnsinnigen Verachtung und ging weiter.

Im folgenden Saal standen größere Gruppen. Er mußte wie durch eine Gasse gehen. Alle grüßten ihn tief. Las Casas dankte herablassend, denn es war niederer Adel.

Darauf glitt er durch eine Flucht von Räumen, die in Röte brannten von Decken und Möbeln, und in denen auf beiden Seiten verwischte Bilder von ihm über die Spiegel fuhren, und Hellebardiere standen, die den König zum Bad begleiteten . . . und wo sonst nichts war, als das einsame Hallen seines Schrittes.

Und dann löste sich aus einer Nische ein junger Mann und ging auf ihn zu mit einer sicheren und allgemeinen Haltung:

„Sie haben . . .?" fragte er.

„Ich habe . . . Luis Quijada . . .", sagte Las Casas

und riß die Papierrolle auf, die seine linke Hand trug. Der junge Mann zuckte leis und verbeugte sich kalt und so unwillkürlich, wie wenn er auf einem Schiffe stünde. Er hatte blonde, auffallende Haare.

„Ich werde", sagte er fest und beiläufig, „dann eigene Segler ausrüsten — — — auf jede Gefahr."

Er zeigte durch das Fenster nach dem Meer. Der Abend hatte das Glas dunkel-silbern gemacht, und sein Kopf schwamm schwer wie auf Pergament gemalt in der Füllung.

Las Casas lächelte leis, und seine Stimme bebte ein wenig in Geringschätzung, indem er erhabenen Erfolg wünschte und die Treppen hinunterstieg, auf denen die Dämmerung ihm entgegenschwoll.

Er eilte nach einem Palast, der in zwei Gärten lag, und ließ sich nieder und wartete, bis man ihn gemeldet hatte. Darauf erhob er sich. Es war kühler geworden.

Ein Stern blinkte über der Mauer.

Die Zofe ging vor ihm über den bläulichen Kies. Sie kamen über ein Boskett, und dann blieb sie stehen und öffnete eine Tür.

Las Casas trat aus dem Garten in einen Pavillon und schritt durch ein Boudoir in ein helles Zimmer, in dessen Mitte das Bett stand. Ein weißer Arm streckte sich ihm entgegen, von dem ein weiter Ärmel zurückfiel. Er stürzte darauf und küßte ihn. Er fiel auf die Knie und legte seinen Kopf neben den der Frau, und seine Wangen brannten nach ihren hinüber und machten sie rot, obwohl sie sich nicht berührten.

„Sie haben die Erlaubnis . . .?"

„Ich habe sie . . ." und seine Hände fuhren nach ihren Hüften und zuckten rasch zurück. „Ich fahre heute nacht . . ."

Sie schnellte auf: „Nein — — — morgen!“

Dann schloß sie den allzu heftigen Verrat der Augen mit den Lidern und meinte, als ob sie nun erst in Besinnung und klug spräche, lächelnd und ruhig: „Wie könnten Sie das möglich machen, Marques? Sie waren gestern noch beklagt, weil Sie des Königs Gaben verschleuderten und portugiesische Kaufleute abstechen ließen. Sie erhalten heute den Auftrag, den Räuber zu jagen, nach dem jedes Herz lechzt. Und da wollen Sie dazu auch schon gerüstet sein?“

„Ich habe drei Schiffe.“

Sie verriet sich wieder und gab ihre Augen preis, indem sie nach ihm blickte. Seine Hände zitterten, und die Lippen verzerrten sich vor Stolz:

„Ich habe dem König bedeutet, daß ich die Dörfer nur verkauft habe, um Geld zu bekommen für diese Expedition. Doch sein Gesicht blieb kalt. Ich sagte ihm, daß ich es getan hätte, obwohl ich wußte, daß seine Ungnade darauf folge, weil er es nicht liebe, daß seine Geschenke sich zersplitterten und so fortfliegen und so . . . daß ich es aber getan hätte, weil mein Wunsch, ihm durch die Expedition zu nützen, heftiger gewesen, als die Scheu vor seinem Zorn.

Darauf nahm der König sein Lieblingswiesel und setzte es am Fenster in die Sonne und spielte und sprach mit ihm.

Es war mir einen Augenblick, als ob ich nicht in dem Raume sei — — — so sehr nahm diese Bewegung den Glauben an die eigene Wirklichkeit.

Dann aber ward ich zornig, Juana, und da mir Tränen in das Gesicht schwammen, drehte ich mich um und schrie das entsetzliche Bild seines Großvaters, das mich reizte und

nicht hilflos machte wie seine Ruhe, mit heftigen Worten an, als ob er es sei.

Sire, rief ich, es ist schade um die Seelen der beiden Kaufleute aus Lissabon, um die ich beklagt bin. Denn ich ließ sie nur töten, um angeklagt zu werden und so unter Eure Augen zu kommen, was ich anders nicht konnte, da Ihr zornig auf mich wart der Dörfer wegen. Denn meine Petitionen werden nicht gelesen. Es ist schade, denn mein Wort scheint leer wie ein geschriebenes zu sein.

Der König sagte: Und wenn ich es nicht erlaube... — Ich sagte: Dann tue ich es auf die Möglichkeit hin, daß Sie mich als Briganten erklären. Ich fange Yousouf... auch dann und — gegen Sie, Sire.

Er sah mich an, zum erstenmal, und lächelte: Auch dazu hätten Sie mein Geld zum Equipieren nötig. Ihre unbedachte Ehrlichkeit nimmt Ihnen selbst das.

Ich sagte ihm, daß ich das Geld für die Dörfer hätte, aber da er wußte, wie gering es war, lächelte er wieder.

Da zwang mich das Weh meiner Lippen — und es schrie in meiner Brust wie ein Degen im Gefecht — daß ich ihm meinen Hals hinwies und ihm zurief, daß ich wisse, daß ich nach seinem Gesetz verfallen sei, aber daß ich es ihm doch sagte: daß ich drei Schiffe hätte, ausgerüstet im spanischen Viertel von Brügge, gebaut in Barcelona, Santa Maria, Coruña... daß ich die letzten Kredite auf meinen Namen genommen, die Kerker der Dominikaner nach Sklaven geplündert, daß ich den Albaycin in Granada nächtelang durchsucht und aus den Schenken und verschrienen Gassen alles herausgerissen, was in meine Fäuste fiel und kräftig war... Zuhälter, arabische Matrosen,

drei hünenhafte Priester ... und daß ich fahren würde die Nacht – so oder so.

Da lächelte er wieder und sagte: Ich werde Sie verhaften.

Ich könnte Sie töten, Sire, rief ich, Juana, mein Kopf brannte, aber ich zerbrach den Degen nur und warf ihn gegen die Wand.

Ah, sagte der König und ließ das Tier und zweifelte: Haben Sie Mut ...

Da nahm ich das Wiesel und zerdrückte es in der Hand, langsam ... während das Furchtbare des königlichen Zornes mir entgegenquoll.

Ich ließ das Tier fallen. Aber des Königs Arme kamen über seine Wut auf mich zu und drückten die meinen, und er zerriß das Diplom, das auf den Grafen von Oropesa, Luis Quijada, gezeichnet war, und ließ die Fetzen durch das Fenster fliegen und klebte sein Siegel auf meines – – –"

„Sie machen mich stolz auf Sie, Marques!" Juana warf sich zurück und gab ihre feuchten Blicke frei, die auf seinem trotzigen Körper weideten und in dem Erglühen seines Gesichts wie zwischen jungen und heftig aufgebrochenen Rosen spielten.

Dann fragte sie rasch: „Weiß es Luis Quijada?"

„Er fragte mich."

„Was sagten Sie ihm, Marques?"

„Ich sagte ihm wenig. Sie werden ihm morgen sagen, daß ich nicht, wie ich könnte nach meinem Diplom, ihn als Briganten erkläre, (denn mir allein gehört nun der Stolz dieser Jagd) wenn er die Expedition, von der er sagte, rüstet. Das Meer ist ihm frei."

Juanas Körper streckte sich. Sie riß sich an den Händen nach ihm hin: „Sie werden den Auftrag da zurücknehmen!“ Er verneinte.

Sie flehte: „Marques, erklären Sie ihn als zum Töten erlaubt, als Brigant!“ Da schwoll Las Casas Gesicht, der Körper wand sich, und aufzischend stampfte er den Fuß auf den Boden und bat sie hochmütig und verächtlich, nicht zu scherzen und in diesem Sinne die Demütigung von ihm zu verlangen, daß er Luis Quijada für wert hielte, seine Rivalität zu fürchten. Und er bewegte die flache Hand nach der Seite, als ob er nach einer Fliege schlage.

Juana sagte kühl mit gesenktem Kopf: „Ich werde den Auftrag nicht ausrichten. Aber nur um des nicht, weil ich den Grafen Oropesa von heute nie mehr bei mir sehe.“

Las Casas aber warf sich nieder und wälzte sich neben ihrem Bett und zwang sie so lange, bis sie zugestand, daß sie mit dem Grafen verkehre wie früher. Denn sein Stolz wäre dadurch schon erregt gewesen, wenn sie Quijada die Beachtung des Hasses geschenkt hätte.

Sie richtete sich hoch, und er berührte dabei ihre Brust. Seine Hand fing an, heftig zu schwanken vor Verhaltenem.

Er stand auf.

„Ich gehe.“

Juana schnellte auf. Das Fertige des Entschlusses verwirrte sie und blätterte sie auseinander in Begehr und Hilflosigkeit: „Nein ... morgen —!“

Ihre Glieder rauschten unter der dünnen Decke. Wie sie auffuhr, sah er nur das Innige ihrer Form, den Druck des Körpers in den Kissen — und dann roch er sie. Es beugte ihn nieder, aber er zwang sich zurück und roch sie

nur, sah nichts, hatte kein Gehör und atmete mit geschwellten Nüstern.

Ich habe noch nie den Duft ihres Körpers gespürt, war es ihm.

Es spannte ihm das Hirn dunkel und süß zusammen.

„Morgen —?" knirschte er, denn selbst die Stimmbänder waren mit Blut überschwemmt. Und er legte seinen heißen Kopf neben den ihren und riß ihn weg, taumelnd, und legte ihn wieder hin, und Härte und Knabenhaftes verstießen sich gegenseitig von seinen Mienen.

Dann riß er sich hoch. Juana faßte seinen Nacken und zog ihn von neuem herunter: „Warum — du ... heute?" Sie stieß es brennend heraus und in Scham. Sie stand halb und war halb gekauert in der Ecke des Bettes. Sie faßte seinen Kopf, daß ihre Ellenbogen schräg nach oben standen und ihre Fingerspitzen sich unter seinem Kinn berührten, während die Handflächen kühl nach den Schläfen hinauf lagen. Nun war nur noch das Kreisen der Gesichter voreinander und das Liegen von Auge auf Auge.

Endlich stammelte sie es, was ihre Glieder lange schon schrien: „Sie sollen bleiben, Marques ... — —" und zitterte.

Er entrann gewaltig ihren Händen, und wie von einer Welle aufgejagt und gesteilt warf er sich auf die Knie, wühlte den Kopf in ihren Leib und drückte die trockenen Lippen in einer Schnur von Küssen den Körper hinauf nach dem Hals auf den dünnen Batist. .

„Corazon!" ... stammelte sie. Und wieder: „Corazon!" ... mit hingebenden Lippen. Seine Hände hatte Las Casas auf dem Rücken übereinandergeschlagen und mit entsetzlicher Anstrengung ineinander verkrampft.

Sein Mund spannte sich in allen Qualen, und mit von Küssen halbzerfressenen Worten sagte er: „Nein!" und viele Male: „Nein." Und als er ruhiger war, kam es ihm in das Bewußtsein, daß er sie liebe, und daß sie ihn liebe, und daß er es immer schon wisse, aber heute erst sehe. Aber er haßte die Erkenntnis, und sein Blick stieß gegen die Wand und kam nicht weiter, und sein Kopf füllte sich schwer mit Blut, und er sagte ihr, daß dies ihm nicht genug sei. „Ich habe Durst nach dir, aber das Fliegende und Schreiende in meinem Blut geht weit darüber." Und er weinte und zerbiß den dünnen Stoff ihres Hemdes. Er stammelte, gehetzt von seinem Brande nach dieser Tat, die endlich soweit vorbereitet war, und indem er davon sprach, sprühte das Aufleuchtende der Meere und Flotten vor seinen Augen auf und raste in grellroten Kreisen über ihn: „Ich will den Bassa nicht nur jagen, aufhängen, schinden, weil er meinen Bruder fing, unsere Schiffe fraß und Isabella, die eine Verwandte ist, schändete und seinen Leuten ließ zwei Wochen lang. Seit ich sehen kann, sehe ich ihn. Seit mein Gehirn Gedanken packt, denke ich an ihn. Ich weiß jede Phase des Kampfes, mag er sein vor Venedig, bei Cadix, in Marokko ... ich weiß wie eingebrannt im voraus die kleinste Schwankung des Gefechts. Es gibt keine Stelle, auf der ich ihn nicht im Traum schon niederstieß. Meine Gedanken haben ihn so umkreist, daß ich jede Narbe an ihm kenne, daß ich mehr von ihm weiß als von mir. Der Name Bassa Yousouf macht mich blind. — — Ich fahre heute nacht."

Er stand kalt auf. Ihre Hand spielte auf seinem Haar. Sie ließ ihn, denn sie begriff das Heiße in ihm und auch,

daß sie ihn noch nicht ganz umschloß, aber sie wußte, daß er sie liebe, und ihr war stolz, als er sich aufriß und sie nicht nahm und sie brennend verließ.

Im Boudoir schlief die Zofe. Er beschenkte sie mit Gold, als käme er von einer Liebesnacht.

Die Nacht war noch dicht über den Gärten, ein wenig gepreßt schon von Jasmin, aber der Mond, der fast rund war, machte den Hafen heller, und eine flaue Dämmerung hing zwischen den Masten.

Auf seinen Zuruf kam eine Barchette aus dem Schatten einer Mauer, nahm ihn und landete im Dunkel, das um eine riesige Galeere lag. Er stieg am Hinterdeck hinauf, eine Fahne rauschte hoch, jemand schoß eine Pistole in das Schweigen. Sofort rasten Männer über den Steg und schlugen mit langen Stäben die Sklaven wach, Ketten rasselten, am Vorderdeck sammelten sich dunkle Haufen, hinten um den rotbeschlagenen Sessel auf der Poppa blitzten die Offiziere.

Auf jeder Seite hockten auf vierzig Bänken zu sechst an jedem Ruder zweihundertvierzig Sklaven. Las Casas trat ein paar Schritte vor bis zur sechsten Reihe, und alle Köpfe waren gegen ihn gerichtet. Die letzten und die Massen Soldaten auf der Proda erkannte er nur im Mond wie weiße Bogen und Flecken. Wie ein brennender Bienenschwarm funkelten die blutunterlaufenen Hunderte Augen um ihn. Er schrie sie an:

„Wir werden den Bassa jagen, ihr Schweine! Dazu habe ich euch gekauft. Das wißt ihr. Ihr werdet gutes Fressen haben und Wein Sonntags. Dafür spritzt ihr das letzte Blut aus den Nägeln. So ist dies ausgemacht. — —

Ihr sollt noch mehr haben: Am Abend, an dem der Bassa gefangen ist, sei jeder frei. Jeder kriegt tausend Maravedis. Grinst nicht! Es kommt noch mehr. Ihr bekommt Kleider aus Wolle von Murcia, die innen rot ist. Ich gebe euch die Offiziere zum Schinden frei, wenn ich falle und sie hindern euch. — — —"

Er hob den Blick zum Himmel. Denn das Schweigen schwelte dumpf unter ihm. Die Augen der Sklaven waren so rot geworden, als seien hundert Lichter auf den Bänken.

„Ich will jedem noch zwei Weiber geben aus Yousouf Bassas Harem. Eine braune und eine helle. Am selben Abend noch . . . —"

Las Casas trat zurück. Die Ketten rasten auf. Grunzende Töne johlten herauf. Schreie rissen sich los. Einer bäumte sich und bellte wie ein Hund. Ganz am Ende hoben sich ganze Reihen und fielen zurück, glänzend wie Fische im Wasser. Viele knieten hin und bellten, mit den geketteten Armen zu ihm winkend, oder den Kopf auf den Steg legend, daß er darauf trete.

Drei Pfiffe. Noch einige Standarten sausten hoch. Eine große Fanale senkte sich über die Poppa. Am Vorderdeck lösten sich schwer Kartaunen. Fünfhundert Rücken warfen sich mit vorgestreckten Armen zurück, zogen sie an, Ruder schäumten durchs Wasser. Wie eine schmale schwarze Zunge schnellte die Galeere aus dem Maul des Hafens in das leichte blaugelbe Band, das über dem Wasser lag und Horizont war. Links und rechts zwei Zungen stießen nach.

Von drei Vorderdecks blies man: Benedetto sea Dios.

Die Sonne ging auf.

* * *

Die Schiffe fuhren zuerst nach Genua. Sie kamen eines Abends an. Eine Goelette legte an bei ihnen. Ein Mann brachte Nachrichten, und sie fuhren in die Nacht zurück. Am nächsten Tage fingen sie ein paar holländische Segler, die in der Windstille lagen. Sie hatten Perlen, Seide und Pomeranzen. Sie verkauften die Schiffe in San Sebastian.

„Wir werden Yousoufs Turban auf den Mast setzen und ihn nachts im königlichen Garten aufpflanzen", sagte Las Casas zu seinen Offizieren, und sein Gesicht zuckte, während seine Hände mit den besten Perlen spielten, die er zu einer Kette gebunden hatte, indes seine Gedanken um den Nacken Juanas flossen.

Am Abend bliesen sie Hörner und Zinken auf der Proda. Aus dem Korb rief einer und meldete etwas. Es war eine Walfischherde, die spielte.

Am folgenden Mittag stießen sie auf eine Flotille mit gekappten Masten. Die Besatzung fehlte; nur einige Verstümmelte hockten auf den Rahen und schnitten Grimassen. Sie waren vor Schreck wahnsinnig geworden. Ihre Ladung war Florentiner Brokat und lombardische Mützen. Vor drei Tagen waren sie überfallen worden. „Hui", rief einer, auf einem nackten Widder-Gallion reitend, immer: — — „die Weiberchen" und schälte mit einem Nagel an dem Horn. Man ließ sie weiter treiben. Man war auf der Spur. Mittags brannte es neben der Munition.

Sie fuhren die Küste von Tunis entlang. Der Abend war ruhig, und es ging kein Löffel Wind. Die Ruder liefen langsam und fast ohne Geräusch. Las Casas saß in seinem Sessel und fühlte die gewaltige Stille und das

maßlos blaue Meer, auf dem die Sonne schwamm. Er wollte seine Gedanken davon lösen, aber es legte sich über ihn. Er befahl zu musizieren, die Offiziere warnten. Doch er ließ die Stücke abfeuern und mit achtzig Rudern das Meer aufwirbeln. Aber die ganze entfesselte Wut war wie das Hüpfen einer kleinen Welle gegen das Ungeheuere um ihn, dessen Stummheit ihn mit tausend Stimmen: Juana! anschrie.

Da ließ er den Gedanken fahren, ihr die Kette zu senden, und löste sie von seinem Gürtel und warf sie ins Meer, daß sie seine Gedanken nicht zwänge.

Eine halbe Stunde darauf kamen sie zu den Zaffarin-Inseln. Sofort meldete es von oben: „Zwei Gallionen". Las Casas kletterte selbst hoch, beschirmte die Augen. Es waren Mudjaren und Araber, die furchtbar ruderten. Er sauste herunter. Seine Blicke schossen in die Sklaven. Er schrie schäumend, und die Ruder überschlugen sich. Immer rascher raste seine Stimme, die selbst den Takt sang. Sie kamen näher. Schon lösten sich vorn Geschütze. Doch trafen sie nicht. Die Galeeren waren schon so dicht herangekommen, daß die Soldaten anfingen, in die kleinen Schiffe zu feuern, andere die Haken bereit hielten. Da schwenkten die Gallionen, ein Vorsprung verschluckte sie. Die hinterste hißte eine Fahne — — — — — — — —: Schwarz, ein goldener Arm mit einem Säbel und ein Totenkopf — — — die Flagge der Hauptschiffe Yousoufs.

Las Casas blieb bleich und beherrscht. Er wählte einen großen Araber und ließ ihn hinrichten (er wollte sie zwingen, stärker zu fahren), daß sein Blut in einer dünnen Rinne den anderen Sklaven zwischen die Füße lief.

Er betrachtete sie genau während dem Vorgang. Doch es erschien kein Ausdruck auf ihren von Stumpfheit abgefeilten Gesichtern.

In der Nacht umruderten sie die Inselgruppe. Fortwährend gingen Signale hin und her. Am Strand liefen zwei Fackeln in spiralenhaften Biegungen durcheinander. Von der Mitte einer Insel schoß in Abständen ein weißliches Feuer hoch. Ein dumpfes Gong bellte eine Zeitlang über das Wasser.

Las Casas stand weiß und die Zähne zusammengeschlagen auf der Poppa. In der Dunkelheit konnte er nicht landen. Er war fünfhundert Meter von dem Bassa und konnte ihn nicht fassen. Die Sklaven ruderten die ganze Nacht in Schweißwolken gehüllt. Es roch noch nach Blut.

Am Morgen brachen zwei Gallionen, als es noch dunkel war, nach verschiedenen Seiten durch. Sie hörten auf den Galeeren nur ein fernes Brausen, als streiche ein großer Vogel mit der Brust über das Wasser.

Las Casas folgte mit zwei Schiffen nach Tres Forcas zu. Die andere Galeere schwamm eine Stunde nach Westen. Der Offizier ließ dann die Lichter löschen, Anker werfen und ruhen. Denn ihm schien das Tempo Las Casas' wahnsinnig.

Bei Tag sahen sie am Horizont die Gallione. Sie hetzten den ganzen Tag, verloren sich, fanden sich. Inseln und Buchten der Küste versteckten sie. Am Abend trieben sie sie auf hohe See, doch fraß das Dunkel sie weg. Die Nacht kreuzten sie vor dem Land und fanden sie gegen Mittag im Kreise treibend auf dem Meere. Die Besatzung war geflohen. Sie sprangen hinüber. Am Mast stand

ein großer athletischer Türke. Die Sonne brannte mit weißer Glut. Die Planken waren gesprungen. Der Türke war mit nassen Stricken an den Baum gebunden, die Seile hatten sich gestrafft in der Hitze und ihm das Fleisch eingeschnürt, bis es geplatzt war.

Er warf ihnen Worte entgegen, die sie stutzen machten. Da sprang einer vor und deutete in sein Gesicht. Die anderen schrien mit auf. Sie erkannten ihn an dem einen grünen Auge. Sie schnitten ihn los, aber seine Haltung, die ihre Wut durch Geringschätzung niederdrückte und ihre Freude ihnen selbst verächtlich erscheinen ließ, bewahrte ihn davor, daß sie an ihn rührten.

Sie suchten noch zwei Wochen nach Las Casas. Als sie ihn nicht fanden, brachten sie den Bassa nach Cartagena. Auf alle Verhöre schwieg er. Das Volk schrie nach Las Casas, als man ihn zur Exekution führte.

Juana weinte vor Zorn, daß Las Casas' größter Ehrgeiz, dem er sie opferte, von einem Subalternen blind und dumpf ausgeführt worden sei. Sie empfand es, als hätte man ihren Körper beschmutzt und schien sich gering geworden.

Auf dem Gang zur Exekution drehte sich der Gefangene um und sagte kalt: „Ist es zum Tod?"

„Ja!" ... brüllten ihm zehn ins Gesicht.

Da spie er ruhig den Henker an.

Vierzehn Tage hing sein Kopf auf dem Plaza-Mayor.

Von Las Casas keine Spur. –

Eines Mittags peitschte sich mit steigender Eile eine Fregatte in den Hafen. Ein Kapitän stand vorgebeugt ganz vorn und rief es hinüber ans Land, eh er nachsprang: daß

Yousouf Bassa eine Flotte, die Silber aus Mexiko und Gold aus Peru brachte, ausgeraubt habe, und daß er Las Casas, der ihn verfolgte, geschlagen habe. — — — — — — — — — Der Hingerichtete war nicht der Bassa gewesen . . .

* * *

Am Abend saß Juana im Parterre des Spielhauses, über dessen Bühne ein Stück von Moreto ging. Luis Quijada stand neben ihr und sprach von Zeit zu Zeit auf sie ein. Sie folgte angestrengt den schwerbeladenen Szenen und bat in der Zwischenpause, als ein burleskes Entremets wie eine klebrige Kette von Küssen sich vorne erhob und sie zu sehr belästigte, den Grafen, sich neben sie zu setzen.

Er betrachtete sie einige Minuten und fragte sie dann, an was sie denke. Sie antwortete nicht, sondern beschäftigte sich ganz mit ihrem Fächer.

„Ich bedaure es, daß Ihre Hoffnungen Sie so enttäuschen,“ sagte er dann und legte die Hand auf ihren Fächer.

Sie sprach sehr nachlässig: „Bei Gott, was habe ich gehofft?“ . . . und wagte nicht aufzusehen.

„Das scherzen Sie, weil Ihre Wünsche in eine niederschlagende — — Komik ausgelaufen sind . . . wie auf der Bühne: der Schwur des Königs in die Knutscherei des Zwischenaktes.“

Sie sah ihn überlegen lächelnd an, allein das Spöttische seiner Mundwinkel besiegte sie. Sie brauste auf: „Was wollen Sie mit Las Casas?“

Er hob die Achseln: „Casas . . . toll . . . Aufschwung . . . ziellos ehrgeizig . . . jung, jung! — —“ Quijadas Stimme klang kühl, klang gerecht. Er fuhr fort, in dieser Weise

zu reden. Sie fühlte wie Verwundungen, daß er grausam sprach. Sie unterbrach ihn einmal höhnisch: „Neid“. Er schüttelte nur den Kopf. Wirklich nicht. Sie empfand den Widersinn seiner Worte in der Auslösung in ihr selbst, denn es waren Schmerzen, die ihr nicht wehe taten. Und sie erstaunte, was das sei. Und haßte ihn nicht darum. Seine Form war unendlich häßlich in der Wirkung, aber scharf und zergliedernd und langsam überlegt. Wie er Schlechtes über Las Casas sagte, war es ihr, als ob sich kalte Stellen auf das unerträgliche Heiß ihrer Haut legten und irgendwas Luft ihr einblase, die wohltuend in sie ströme, wo sie am Ersticken war.

Sie fuhr noch einmal auf und herrschte ihn an, daß er schweige, weil sie plötzlich begriff, daß seine Stimme Macht über sie bekam. Doch er fühlte in der Schärfe die Verzweiflung und sprach weiter. Der klare und starre Intellekt seiner Worte überschwemmte sie. Sie fühlte in einer wohligen Apathie, wie er das Heiße, das Begeisterte und das ungenau, aber groß Aufstrebende in ihr wie zwischen zwei Fingern langsam zerquetschte und Las Casas'-Wollen so lange auseinanderlegte, zeigte und verschieden beleuchtete, bis seine Silhouette klein vor seinen Worten stand und er phantastisch und dumm erschien. Und weil sie sich niedrig vorkam und beschämt in der Schwankung der Ereignisse und sich das Bewußtsein dahinein verstrickte, daß sie die höchste Sensation ihrer Liebe dem Effekt einer Komik ausgeliefert hätte in den Ergebnissen und Wandlungen dieser Dinge, zürnte sie Quijada nicht. Zorn und Scham bereiteten ihr eine Wollust der Schmerzen, die sich auf ihr Gesicht ausbreitete. Sie hörte ihm gern zu.

Als sie ihn plötzlich von der Seite ansah, merkte sie, wie sehr blond er war, und sie zwang sich, daß es ihr gefiel.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen, der folgte, stand sie an ihrem Fenster. Meer lag unter ihr. Zwei gelbe Segel kamen aus der Tiefe des Horizontes heraus aufeinander zu und schnitten sich wie zwei Säbel. Dann kam eine Barchette mit singenden Sklaven vorüber. Ein Vogel schoß hell vor dem Blau herunter auf das Wasser . . .

Da wandte sich Juana zurück, und eine Scham ergriff sie leicht über die Worte und Gedanken des Tags vorher wie über eine geheime und später sich mit Trauer mischende Lust, und sie legte die Hände vor das Gesicht . . . und tat sie rasch hinweg, daß ihre Blicke groß gegen den ungeheueren Horizont schlugen . . . und da empfand sie deutlich wieder, in dieser Minute, daß dieser, daß er trotz allem, „O Las Casas!" dessen Ehrgeiz an fremden Küsten wie eine heiße Linie hinsause, tiefer in ihr Blut brenne als alles, was an sie herankam. Sie dachte an Quijada, und es schien ihr jetzt, als sei er nur wie ein Spiegel, der den Glanz eines allzu heftigen Gedankens an Las Casas aufnehme und bewahre.

Später kam Quijada. Er sprach wieder über Las Casas. Er sprach nie über sich oder über sie. Aber da die Verwechslung aller Gefühlsstationen in der Beziehung auf das eigene Ich ganz und allein Wesen und Eigenes der Frau ist, und weil sie immer dies vertauschen: Daß, was heute, wie das Verschmähen ihres Besitzes um einer Tat willen, sie bis zu den äußersten Grenzen der Idee entflammt, ihnen beim ersten Hemmnis oder bitteren Wort eine Nicht-

achtung des Bluts erscheint — und wie sie nur aus gekränktem Eros heraus denken dann und tun ... so empfinden sie, unbewußt vielleicht, vielleicht oft, immer — es ist möglich und einerlei — den Haß des Mannes auf den Mann als Liebe zur Frau. O wie die Frauen über alles umronnen stehn von ihrem Blut!

Juana liebte Las Casas. Aber Luis Quijadas Grausamkeit gegen diesen lockte ihr Blut. Seine Worte imponierten ihr. Das Zynische, der Trotz, der (es schien ihr) aus Unverstandenem kam, zog sie an.

Einige Tage darauf gingen sie in den königlichen Gärten.

Von unten herauf kam ein Offizier in Gala, grüßte und ging nach dem Palast.

„Las Casas ...?"

„Beruhigen Sie sich!"

Sie sah ihn an.

Bleich.

Da sagte er heiser: „Las Casas!"

* *
*

Las Casas ging durch den Vorsaal. Zwei Hellebardiere vor ihm ... öffneten den Vorhang. Er stand vor dem König.

„Sie?" sagte der.

Las Casas verbeugte sich.

„Warum kommen Sie?"

„Der Prinz ließ mich rufen."

„Duell ...?"

„Der Marques Siete-Iglesias (Sire, Sie kennen den Prinzen) nannte ihn irgendwas. Ich schlage mich für den Prinzen."

Der König winkte ab.

Langsam drehte er sich um und schaute durch das Fenster.

„Sie hatten schlechten Erfolg, Marques."

Las Casas verbeugte sich. Da wandte der König ihm das Gesicht zu, nahm einen verzierten Dolch, schenkte ihn Las Casas, gab ihm die Hand und sagte gütig und klar:

„Das Wiesel soll nicht umsonst getötet sein."

Las Casas lächelte verzerrt und ging.

Er schritt durch Säle und Verbeugungen, bis er in den Eckraum kam, den ihm der Prinz überlassen hatte. Er ließ zuerst den Offizier kommen, der die Galeere kommandiert hatte, die den falschen Bassa fing.

Als er eintrat, ein wenig dick und mit plumpem Lächeln, verlegen und geschmeichelt auf ihn zukam, griff Las Casas zwei schwere Beutel, die auf einem Tisch neben ihm lagen, und warf sie mit erhobenen Armen ihm zu vor ihn. Er rief ihm gleichzeitig, daß er sie aufhebe und als Belohnung nehme für seinen Dienst. Und als der Offizier, rot geworden, nicht wußte, was das war, befahl er ihm, den einen Beutel zu öffnen. Die Hand des Offiziers fuhr hinein, und auf seinem Gesicht erschien ein Reflex von fassungsloser Enttäuschung.

„Holländische Münzen ... ge ... fäl ... schte ... Molinillos —?"

„Wollen Sie, daß ich Sie für diese Tat mit anderem als mit einer — Imitation belohne?"

Der Offizier begriff, daß dies ihm ins Gesicht geschlagen war. Er stemmte sich auf, als wolle er den Beutel wegwerfen.

Da begann Las Casas' Gesicht zu zittern: „He," rief er, „Herr!" — und es klang wie der Ton eines der krummen Hörner an einer königlichen Barchette: im Befehl unabwendbar . . . und es knickte den Zornigen. Er ging mit hängenden Armen.

Las Casas promenierte noch über eine Stunde in der Kühle des Korridors, bis die Herren kamen, ihn zu holen, und der Prinz, der ihn liebte, ihn umarmte. Das Rendezvous war in einem gesperrten Teil des Gartens zwischen einer Fontäne und einem Käfig mit zwei Löwen. Las Casas stieß nach wenigen Minuten seinen Gegner durch den Nabel mitten durch, daß der Herzog von Medina-Sidonia mit liebenswürdigem Lächeln die Bemerkung nicht unterlassen konnte, daß an der Stelle, da ihm das Leben geworden sei, es wieder verströme.

Ein Strahl Blut war hochgezuckt und traf die Löwen. Ihre Augen wurden grün vor Gier. Es pfiff durch ihre Nüstern, die sich nach außen bogen. Dann brach die ungeheuere Wut des Verschlossenseins in ein erschütterndes Gebrüll aus — durch die Stäbe, und sie warfen die Breite der Körper rasend dagegen, als der Herzog sie mit seinem Degen kitzelte.

Mit Blut verspritzt, auf dem Rückweg zum Palast traf Las Casas auf Juana und Luis Quijada, der sich um sie bemühte. Sie war auf eine Bank zurückgelehnt. Wie sie Las Casas sah, stand sie auf.

Reckte sich. Hoch. Stand schlank, gleich Stahl.

Ihre Blicke trafen sich. Ihre Herzen hämmerten einen gleichen, in hetzenden Takten selig geschwellten Rhythmus. Sie spürten, wie ihre Körper aufeinanderdrangen und sich

umschlossen, obwohl sie sich nicht bewegten ... und wie wenn ihr Blut aus den Adern presse, heraustrete und ineinanderströme.

Sie machte einen Schritt zu ihm hin, da sagte von irgendwo her, von der Seite her? — — — neben ihnen wohllautend und dunkel eine Stimme, die Stimme Quijadas:

„Ich, Marques, beglückwünsche Sie sehr zu Ihrem Erfolg heute — — wie ich Ihr Unglück bedaure — sonst."

Las Casas' Blick fuhr an ihm vorüber wie an einer Wand. Drehte die Schultern, entblößte seine Rechte von dem blutigen Handschuh, ging dicht an Juana her und küßte ihr ernst und ehrerbietig die Hand. Sie sahen sich in das Weiße. Dann ging er.

Nach drei Schritten wieder bog er um: „Graf Oropesa, ... Sie sagten ... vielleicht, daß Sie mehr Glück gehabt, hätten Sie nicht versäumt, Ihre Segler zu rüsten."

Der Graf spürte, daß er eine schlechte Rolle spielte, sagte scharf, den Schnurrbart kauend: „Sie haben mir nicht den Gefallen getan, mich für diesen Fall Ihrem Diplom nach zum Briganten zu erklären. Auch im Großzügigen wie in der Verachtung weiche ich Ihnen nicht."

„Sie sollen es haben, Luis Quijada, die Erklärung haben, jetzt ... gleich ... sofort. — Auf Wiedersehen."

Er machte eine schwache Geste nach dem Meere und ging.

Nach dem Refrescos, das er bei dem Prinzen nahm, brachte ein Diener ihm einen Brief von ihr. Er trug ihn in sein Zimmer, las ihn. Las ihn wieder. Nur dieses: „Komm! —"

Es durchzuckte ihn, blind, aufstammelnd: „Komm!" Es fielen ihm ein die Abende im Schweigen des Meeres, als er tiefer ward vor Sehnsucht wie der Horizont und darüber erschrak, zürnte und zitterte. Und das betäubte ihn so, daß er lange den Kopf gegen die Scheibe lehnte, bis er, sich selbst empfindend, langsam zurückkehrte in die Umgebung und sich gewaltig zusammenraffte und toll gegen sein Blut, das stieg, schrieb:

„Wie kann ich nun, beschämt, zu Dir kommen, wo ich Dich aufschob bis nach dem Erfolg. Ich müßte Scham haben über mich wie über einen Fuchs. Du aber wärst feig, wenn Du nachher mich nicht verachtetest."

Aber in der Dämmerung fand er sie in dem Garten. Sie spannte die Arme nach ihm. Da fiel er vor sie hin und warf die Schmach, das Unbefriedigte und die verbotene, selbstversperrte Sehnsucht in einem knabenhaften Weinen in ihren Schoß. Sein Kopf bohrte sich zwischen ihre Schenkel, und sie sagten kein Wort. Doch er warf ihre Robe zur Seite und küßte sie, eh er sie verließ, lechzend auf beide Knie, so, als sei jedes Knie ein Mund.

Als er am nächsten Morgen sich einschiffen wollte, erhielt er ein Billett. Er erbrach es am Ufer noch, einen Fuß in der Barchette.

Juana hatte die Nacht nicht geschlafen, weil das Dunkel ihr Blut quälte, und raste nun nach ihm, daß er komme. Er schrieb: Nein! und: Lebe wohl! auf den Rücken des Papiers. Dann schiffte er ein.

Eh die Galeeren den Hafen verließen, stürmte ein ganz kleiner Hucker mit unmäßig geschwellten Segeln, schräg

liegend, nach. Nur ein Mann stand darin. Warf einen Brief herauf.

Sie schrieb: „Ich liebe ... Deinen Stolz ... die Härte ... warte — trotz alledem. —“

Er stand auf der Poppa, den Kopf rot, die Augen rot — eine überreife Frucht. Die Lippen hatte er nach innen in den Mund gesogen. Wie eine weiße Falte lag der Mund in dem Gesicht.

Seine Galeerensklaven durften sich in zwei Teilen an den beiden Abenden, die folgten, ins sinnloseste betrinken. Er schenkte es ihnen.

Zehn Tage später liefen die drei Segler des Luis Quijada aus.

Juana sah beide nacheinander im Meer verschwinden.

Juana hielt die flachen Hände an die Brust und fing den Herzschlag auf darin und warf ihn den Galeeren nach.

Doch als Luis Quijada lange weg war, bedrückte sie auch sein Fehlen doch, da sie ganz allein war. Luis Quijada hatte ein Auge, wenn er von Frauen sprach, das sie nicht liebte. Doch sie vermißte sehr das Kühlende seines Hasses. So glaubte sie. Manchmal erschrak sie.

Es schien ihr, als ob ganz ferne ein großer Donner sich sammele, wie wenn ein Bergwerk einstürze in allen Stollen, und eine helle Lawine aus dem glatten Himmel sause irgendwo. Und sie bedauerte, daß sie nicht tiefer hören könne, und streckte sich im Kampf mit dem Unbewußten, auf, höher ... und ward straff gegen jeden Anprall und scharf wie eine Lanze.

* * *

Bandieren und Standarten spannten sich auf Las Casas' Galeeren. Morgens und abends bliesen sie Hörner auf dem Vorderdeck. Das Meer wechselte blau und grün. Gegen Mallorca zu ward es wie Bernstein, als lägen glühende Monde auf dem Grund. Die Sklaven ließen die Ruder und beugten sich über die Geländer und starrten in die Tiefe. Doch Las Casas befahl, sie zu prügeln, und sie krochen wie die Hunde zurück.

Über die Poppa hing eine Fanale aus weißer Seide mit Las Casas' Wappen in Granaten gestickt. Menorcas Leuchtturm glühte in der Nacht vorüber.

Bei der Insel Galita war eine Falle für den Bassa gelegt. Zwei kleine Segler mit Lamawolle und Wein aus Malacca. Doch sie verschwanden nachts, lautlos.

Las Casas kreuzte ganz Tunis ab.

In einem Felsversteck schloß er ein paar türkische Caramuzzals ein, die völlig braun waren und fabelhaft in den schmalen Buchten lavierten. Sie schossen verzweifelt mit Hagel und Ketten aus kleinen Kanonen. Beim Entern sprang ein Mann zu ihnen herüber, Psalmen singend und Gott lobend. Las Casas ließ ihn trotz dem Geplärr in Ketten legen. Die anderen schlug sein Henker mit der Keule tot nnd vierteilte sie. Die stärksten wurden auf die Ruderbänke geschmiedet. Die Türken hatten eine Anzahl weggeschossen. Andere stach die Sonne zusammen.

Da der Renegat den ganzen Tag Hymnen sang (sein Blick hatte den gewöhnlichen Wahnsinn der Überläufer), weigerten die Aufseher sich, ihn langsam totzuschlagen. Las Casas besah das Wunder. Das fiel vor ihm hin und nannte sich einen Franziskaner aus Jerusalem, der

gezwungen übergetreten war. Er küßte die Füße Las Casas', und als der ihn nach dem Versteck des Bassa fragte, heulte er auf, drohte und fluchte dem Türken und schrie, daß er den Platz wisse. In den Kadenzen eines Pilgermarsches gab er singend die Weisungen für das Schiff.

Las Casas ließ ihn an das Steuer schmieden und versprach ihm straflose Freiheit, wenn sie den Bassa fingen. Legte aber eine Pistole in die Nähe seines Blicks und sagte ihm, daß sie allein für ihn sei — — — für den anderen Fall. Der Renegat allein lobte nur Gott.

Wie sie an die Stelle kamen, an der sie den Bassa überraschen sollten, sahen sie eine gelbe Caramuzzal in einem schönen Bogen eine Mauer von Klippen nach dem Lande zu durchschneiden. Von beiden Seiten wurden sie mit Brandpfeilen und glühendem Eisen überschüttet.

Da befahl der Marques zu landen, schiffte zweihundert Soldaten aus, fing und erschlug eine Anzahl Araber, die sich verzogen, und nahm die gelbe Caramuzzal, die äußerst kostbar war. Zwei verschnittene Nubier saßen vor des Bassas Kajüte. Er ließ sie foltern, und sie gestanden, daß er wenige Tage entfernt im Innern seinen Hauptpalast, ein stehendes Lager und den Harem hätte.

Las Casas beschloß die Expedition zum nächsten Morgen. Sein Herz ging hoch, als ob er ganz dicht am Ziel sei. Er behielt nur fünfzig Soldaten. Die Galeeren sollten solange kreuzen.

Die Nacht war still. Feuer brannten am Ufer.

Von einem der Schiffe brüllte der Franziskaner seine Hymnen, bis ihm ein Offizier mit einem Koran als Knebel das Maul verstopfte.

Am ersten Negerdorf, auf das sie trafen, erfuhren sie, daß am Abend der Bassa in aller Flucht vorbeigekommen war. Sie nahmen ein Dutzend Männer und Weiber als Geiseln mit und um den Weg zu weisen, obwohl sie schrien und sich wehrten aus Furcht.

Sie brachen in die Wüste ein. Ein glühender fiebervoller Ring wälzte der Himmel sich um den Horizont. Feiner metallischer Glanz schwebte in der Luft wie Sand. Sie mußten die Augen senken, und das Blut zog sich ihnen wie gefroren im Kopf zusammen. Manche fühlten, wie ihre Füße empfindungslos wurden, schrien plötzlich etwas, rannten ein Stück in die leichten Dünen und verbeugten sich ... Sie hörten nirgends ein Geräusch, keinen Laut. Nur das war: wie wenn der grünliche Schlauch am Himmel sich langsam um sie zusammenziehe.

Den Abend nahmen sie die Neger in die Mitte, zündeten Feuer an und stellten Wachen aus. Die Neger pfiffen auf Muscheln und tanzten, auf der einen Seite die Männer, auf der anderen Seite die Frauen, und wenn die Schlußtöne scharf in die Höhe zischten, warfen sie sich wie zwei Brandungen in die Arme. Dann spielte die Muschel allein. Auch sie schwieg.

Las Casas spürte eine große Ruhe, und er glaubte, daß es Zuversicht sei. Er wußte (ganz unstreitbar), daß er am folgenden Tage den Bassa griffe. Wie war zu zweifeln? ... Juana? Er würde sie dann in fiebernden Händen besitzen. Auch das ohne Zweifel, wenn auch der Körper zitterte unter dem Gedanken.

Er hob den Kopf. – Ja ... Bisamrosen hatten um die Bank gestanden und geduftet. Und Nelken.

Sehr scharfe Nelken. — — —

Als er eingeschlafen war, wuchs ein Wald von Beduinen um das Lager und senkte seine Lanzen in die Körper, die herumlagen. Las Casas banden sie und einige andere, trennten ihn von ihnen und ritten mit ihm die Nacht durch und den ersten Morgen. Dann rasteten sie. Las Casas ritt ein Kamel. Sie gaben ihm Stutenmilch dieser Tiere. Er trank es nicht. Mittags ritten sie weiter. Rötlicher Nebel schoß vor die Sonne und glühte die Kehlen aus.

Die Wüste war flach, ein wenig gewellt. Dann ritten sie eine hohe Düne hinunter. Ein Park von Zelten in grellem Karmesin, Gold und Grün stand um ein paar Bäume und einen Brunnen. Las Casas trank Wasser. Abends fragte er, ob sie ihn zu Yousouf brächten. Sie grinsten: Nein —! Da wuchs alle Kraft in ihm und durchlebte ihn wieder.

Er liebkoste mit den Schenkeln sein Reittier: „Gute Stute . . .“ Denn seine Hände waren gebunden. Nachts ritten sie in eine Stadt ein, er schritt durch Gewölbe und Gänge und stand in einem Zimmer, plötzlich, mit hellgelben Steinen, zwischen denen dunkle Ziegel in Figuren saßen. Eine Laterne stand auf dem Tisch, Wein, Brot, Früchte.

Kurz darauf erhielt er den Besuch eines schönen bärtigen Türken. Sie verhandelten über sein Lösegeld. Während sie sprachen, senkten des Türken Augen sich auf den Tisch. Blitzhaft zuckte Las Casas' Hand hoch, ein wenig. Sein Dolch lag auf dem Tisch, den man ihm gelassen hatte. „Gib dir keine Mühe!“ lächelte der Türke. Der Marques hatte die Waffe schon gepackt. Er sauste mit einem heftigen Sprung durch die Tür. Er sauste gegen einen dreifachen

Ring Eunuchen, ohrfeigte einen aus Zorn und kehrte ruhig zurück. „Ich sagte es dir", achselzuckte der Türke, ein bißchen beleidigt.

Allein er ließ ihm den Dolch.

„Sag mir das eine!" fragte der Marques scharf. „Bin ich bei Yousouf Bassa?"

Der andere lächelte: „Nein."

Sie einigten sich über das Lösegeld, und Las Casas blieb allein. Es ging schon gegen Morgen. Er untersuchte sein Zimmer und schlief dann.

Drei Tage darauf entfloh er nachts. Die Tür war nicht verschlossen, und er sah keine Wache. Er stieß sich mit vorgestreckten Armen in das Dunkel eines Ganges hinein, der sich in Windungen hinzog. Es roch modrig. Von Zeit zu Zeit merkte er, daß Querstollen den Hauptgang kreuzten, aber er mied sie. Plötzlich fühlte er Schwindel, und die Furcht, daß er sich im Kreise bewege, zog ihm das Blut aus dem Gesicht. Er fühlte im Dunkel, wie er bleich ward, und schlug hastig den Gang in einen Kreuzstollen ein, der das Gewölbe durchbrach. Als er ein paar Minuten sich die Wände entlang getastet hatte, bog der Stollen rechtwinklig ab, eine Dämmerung schwoll auf, leichte Helle lockte, und er folgte der Anziehung eines blauen Lichtes, das größer wurde und ihm entgegenströmte im Nahen und Mond ward . . . und ihn hinauszog auf einen Hof, der ganz durchflutet war von dem Licht.

Zwei große Steinlöwen lagen einander zugekehrt in der Mitte, als schwämmen sie auf dem Glanz. Aus Mäulern und Nüstern stiegen ihnen blitzende Strahlen Quecksilber.

Las Casas schlich über den taghellen Hof, an die Mauer

geduckt und von dem schmalen Gurt ihres Schattens bedeckt. Vor einem Fenster standen zwei Palmen. Er zwängte sich hindurch und sah hinein.

Ein weißbärtiger Türke saß auf dem Boden und schaute müd und regungslos dem Spiel eines jungen Hasen mit einer Schildkröte zu. Sie blieben eine Zeit so. Innen der Türke in das Betrachten versunken, der Marques fand nicht den Augenblick, sich von dem Posten geräuschlos zu lösen.

Da schoß etwas ins Zimmer. Der Alte hob die Augen. Die Augen mußten über das Fenster . . . er hob die Hand, warf sie mit dem Arm in die Luft, Glas splitterte, ein Dolch schlug neben Las Casas Kopf vorbei durch die Scheibe und verlor sich zischend und blinkend nach den Brunnen.

Las Casas flog herum, kreiste um den Hof, seine Blicke faßten plötzlich eine dunkle Öffnung in dem hellen Viereck. Er sprang hinein und fand keinen Ausgang. Er tastete, und die Wände waren feucht und glatt. Während er suchte, fing ein runder Lichtfleck an, über die Mauer zu hüpfen. Wo er auftrat und hielt, funkelte es auf. Andere Lichtbälle tauchten auf und spielten mit dem ersten. Sie glitten übereinander und vermehrten sich, bis die eine Seite eine strahlende Scheibe schien. Da erkannte Las Casas, die Wände seien Spiegel. Er suchte noch einmal nach einer Öffnung, aber er fand keine mehr. Die Lichter stachen ihm nun in die Augen. Da hieb er mit einem Aufschrei bebend vor Wut die Faust in eine der Scheiben, ein helles Gelächter lief über die Wände, irgendwo gab es einen Ruck, eine Öffnung, durch die er schritt fünf Schritte bis in sein Zimmer.

Am Morgen flog die Türe auf. Mekkije wehte herein.

Sie betrachtete ihn lang und eingehend. Dann setzte sie sich vor seine Füße und fuhr fort, ihn anzusehen.

Darauf schüttelte sie wenig den Kopf und sagte: „Ich kann mit dir machen, was ich will."

Las Casas zuckte die Achseln.

„Wenn du mich liebtest," meinte sie nach einiger Zeit ernst und überlegen, „kostete es dich den Kopf. Zwei, drei Schnitte ..." ... sie fuhr sachlich mit dem Zeigefinger über den Handrücken. Sie sah ihn an, als ob sie immer mehr über ihn erstaune.

Mit einem wegwerfenden Hochmut zog der Marques die Linien ihres Körpers nach und wandte sich langsam nach der Wand.

Doch seine Blicke hatten sie aufgenommen und brannten ihr Bild in die Mauer. Sie war sehr schön.

„Mein Vater hat sieben Monde," fuhr ihre Stimme fort, „ich habe den Alten schlagen lassen, dann habe ich mir zwei Ringe schenken lassen und dich."

Las Casas drehte sich wieder langsam nach ihr. Da fuhr ein Lachen mit tausend süßen Spitzen in ihr Gesicht: „Alle Querstollen führen in den Hof," lachte sie. Sie krallte die Hände auf und hielt sie ihm vor das Gesicht. Dann lenkte sie ab: „Deine Haut ist schön. Sie ist nicht weiß und nicht sehr braun ..." Sie strich mit der Handfläche neugierig und schauernd über seinen Hals.

Der Marques packte ihre Hand und warf sie mit spitzen Fingern zurück. Sie zog sie erstaunt an, legte sie in die Achselhöhle des anderen Arms und senkte den Kopf schräg. Sie war enttäuscht und drohte ihrem hellbraunen Spielzeug überrascht:

„Wenn ich will, kann ich dich an das Bein einer Kamelstute binden lassen, die nach Tripolis geht. Du bekommst Schläge unterwegs und faules Wasser zum Trinken. Oder du mußt Sand scharren im Hof, und wenn es mir paßt, auf dem Kopf stehn und durch die Nase lachen."

Ihr Mund verzog sich in ein glitzerndes Lachen. Rasch flog ihr Fuß aus dem Pantoffel, das Bein schoß schlank aus dem weißem Hemd, hob sich und zupfte ihn mit den Zehen am Schnurrbart. Las Casas schlug mit der Hand hart auf den Fuß, der sich zurückzog.

Er stöhnte auf vor Schmach und schien sich gering gemacht und wie ein Schwein oder gleich einem Hunde, mit dem man spielt. Sie sprang auf ihn zu und drückte sich an ihn und strich ihm über den Arm und den Hals. Sie begriff ihn nicht. Aber sie wollte ihn besänftigen. Doch er warf sie, während seine Finger die ganze Schönheit ihres Körpers begriffen und im Gefühl bewahrten, ins Zimmer zurück. Sie taumelte gegen die Wand, stieß einen kleinen spitzen Ruf aus, zog ihr Tuch bis unter die Augen und ging.

Einmal noch floh Las Casas.

Allein er kam in einen Garten, wo Mekkije mit vielen Begleiterinnen dunkelblaue Bohnen und Winden begoß.

Er wußte nun, daß er ganz — wie ein Tuch und wie ein Stein — in ihren Händen sei. Aber die Erniedrigung war nicht tief genug, daß er sich tötete. Er spielte oft mit dem Dolch, und sie sah ihm aufmerksam zu. Einmal setzte sie sich auf seine Knie und flüsterte etwas in sein Ohr, das er nicht begriff, und das sie nie wiederholte. Er sank, sank mehr. Um so stärker aber stieg das Bewußtsein der Berufung in ihm.

Mekkije streichelte ihn oft und lächelte, wenn er sie abschüttelte, obwohl sie sah, wie seine Lippen brannten.

Doch langsam sahen Las Casas' Augen sie nicht mehr. Sie sahen trüb aus wie Zisternenwasser. Es schien, als glotzten sie nach innen. Sie versuchte es drei Tage nacheinander und hielt ihm ihren Finger vor die Pupille und stieß danach. Sie brachte keinen Reflex heraus. Dumpf schwamm der Stern auf dem Weiß.

Da brachte sie ein Goldblech, auf dem viel Linien eingeritzt standen, und flüsterte an sein Ohr: „Palast Plan . . . Palast-Plan", bis er begriff und ihn vor ihre Füße warf. Denn er hielt das für eine List.

Allein sie verschloß sein bitteres Lachen mit den Lippen. Sie küßte ihn auf den Mund und sah ihn traurig an: „Was willst du?" Der ganze Körper bat.

Da floh er.

Er kämpfte sich durch Gewölbe und Tunnels, glitt über Terrassen und Galerien und tauchte in einen Schlund, der schmal und lang vor ihm zog. Seine Hände führten ihn tastend die Wand entlang. Er schritt minutenlang. In Abständen waren in der Mauer Einlasse, die kleine Säulchen hatten. Einige waren aus einem porösen Stein, andere völlig glatt. Er streichelte seine Hände kurz und stolz: „Kluge Hände". Ein Übermaß von Freude stand ihm bis zum Kopf, bereit, durch Mund und Augen übermäßig aufzuspringen. Plötzlich packte er einen Auswuchs und empfand im gleichen Moment, daß seine Hand in einer Zahnreihe lag. Er half mit der anderen und erschrak, wie die Finger der beiden in zwei hohlen Augenhöhlen verschwanden, die feucht waren und sich anklebten. Da faßte

er fest zu, brachte die Augen nahe und merkte, daß es ein Ornament aus Gips sei. Wie er aufatmend vorwärts trat und sein Blut, das gehalten hatte, auffauste, griff er etwas Warmes. Mit dem Rücken stieß er dabei gegen die Tür, die hinausführen mußte.

Seine Hände aber erkannten die Schönheit wieder, die sie einmal gefühlt hatten, und packten sie. Es war heiß. Ein Mund saugte an seinem. Da gab er nach. — — —

Die Sonne draußen hatte schwarze Ringe, die um sie kreisten. Er senkte die Augen. Zwei Beduinen empfingen ihn an der Tür, hoben ihn auf ein Tier und ritten neben ihm. Er hatte den einen Tag ein Kamel. Am zweiten gaben sie ihm einen Wechabitenhengst, Datteln und Wasserschläuche. Als sie ihn verließen, sagten sie ihm, daß es knapp ein Tageslauf sei.

Er hielt sie an.

Er hielt sie an und fragte: „Wer war es, der mich losließ?"

„Die Tochter Yousouf Bassas . . ." sagten sie. — —

— — — — — — Er wartete, bis sie verschwunden waren. Dann hielt er die Hand so, daß sie den ganzen Horizont, aus dem er kam, bedeckte.

Hiermit und so war er fertig mit ihm.

Durch die Hand sah er sein Blut. „Juana . . . ja . . . mein Blut — — unser Blut —" schrie er und stachelte den Hengst mit dem Dolch.

Moos spann sich grau über die Wüste. Kranichzüge rauschten über ihm. Endlos blendeten die weißen Kaktusfelder in der Ferne.

Ein Tuareg begegnete ihm.

Sie ritten scharf aneinander vorbei. Ihre Augen hielten sich so fest, daß ihre Hände sich nicht rührten.

Endlich: Bäume . . . Bäume! Eine Allee. Orangenallee . . . Er fiel vom Pferde, umarmte es, tanzte und küßte die dampfenden Flanken des Tiers. Am nächsten Tag fand er die Galeeren. Am gleichen Mittag rannte eine Patrouille von ihm zu Yousouf und bat ihn um eine offene Schlacht. Der Bassa schlug ein und bezeichnete den Platz.

Sie stachen sofort los. Las Casas kam in Streit mit den Offizieren. Er trieb die größte Eile an, weil er vor dem Bassa an der Kampfstelle sein wollte. Denn er mußte auf jeden Fall die Stellung an der Küste haben, damit er den Feind gegen das offene Meer hätte und so Flucht eine Unmöglichkeit sei und auf diese oder jene Form dieser Kampf ein Ende sei. Die Offiziere wollten erst Wasser aufnehmen in einem Hafen, der nahe lag. Doch Las Casas sagte, daß sie nach der Schlacht Wasser genug haben würden hier oder da, und er wies auf das Meer und in die Richtung des Hafens; da schwiegen sie, denn er lächelte dabei.

Die Sklaven hatten ausgehöhlte Gesichter und knirschten, als die raschen Takte des Vorsängers ihre Muskeln zu angespannten Zügen zwangen.

Las Casas ließ sie schlagen und stand auf dem Vorderdeck, unbeweglich, den Blick auf das Meer ausgestreckt. Die Ruder hieben in kurzen Intervallen in das ruhige Wasser.

Er spreizte die Arme aus, und sie schienen ihm wie zwei Segel, die ihn nach der endlichen Tat hin aufbauschten und trieben. An Juana dachte er wenig und kaum. Nur

dies eine erfüllte ihn. Ein Lächeln, fast spöttisch, kräuselte seinen Mund. Er schüttelte den Gedanken an sie unwillig ab. Stolz durchfuhr ihn stürmisch und sengte seine Augen.

Er drehte sich, und es war ihm, daß einige Bänke die Ruder weniger tief streckten und so den Lauf hemmten, und er ließ auf einer erhöhten Bühne mitten auf dem Steg zwischen den Bänken mit Sklaven zwei Neger hinrichten. Die nächsten schauten bleich zu. In den zerrissenen Gesichtern stand Wut.

„Wasser ...!" brüllte ein langer Portugiese und drohte. Las Casas lächelte ruhig und sehr gefaßt und ließ ihm das Halsblut der Neger reichen.

Er fühlte einen starken Sturm in sich, der ihn hob, schwellte und maßlos mit sich selbst erfüllte, daß sein Wollen ins Ungeheuerste gesteigert und seine endlos beschwingten Gefühle über alle Schicksale hinausstiegen und der Tod ihm nur ein geringschätziges Spiel (wie mit Masken) erschien.

Am Abend stellten sie sich auf für den folgenden Tag.

Früh riß die Sonne den Himmel tiefrot auf und färbte das Wasser so. Und als bedrücke das Ungeheuere der Front vor ihm etwas in seiner Seele, horchte er in sich hinein und fand wie ein Pizzicato in der Ruhe seines höchsten Geschwelltseins den Gedanken an Juana und riß ihn heraus und maß ihn mit den letzten Erlebnissen und der Idee seiner Tat. Die Kartaunen des Vorderdecks lösten sich schon. Die türkischen Caramuzzals umsprühten die Galeeren mit glühenden Kugeln. Eine zischte zwischen die Ruderer und verbrannte sie. Es roch nach versengtem Fleisch. Die nächsten heulten auf und ließen die Ruder.

Da ließ Las Casas die Hörner blasen.

Auf den anderen Schiffen antworteten sie. Eine Schlinge fiel vom Hauptmast. Sie legte sich um den Kopf des Portugiesen und zog ihn hoch und schwang ihn, der sich verrenkte und mit den Armen, die Hände zu Fäusten gekrallt und die Zeigefinger nur erhoben, die Luft schlug, in weitem Bogen über das Schiff.

Pfiffe rasten über die Decke. Alle Ruder hoben sich und schäumten auf die Caramuzzals ein.

Las Casas zwang nun den Gedanken an Juana ganz aus sich. Nur die Tat sollte sein. Er stand auf der Poppa und suchte die größte Caramuzzal. Eine Flagge deckte sie: Rot mit sieben schwarzen Monden.

Endlich: Yousouf! –

Das Wasser spritzte karminenen Schaum, so war es von der Sonne durchtränkt.

Las Casas suchte hier in der ungeheuersten Erhebung, in der durchbebtesten Ekstase seines Lebens den Gedanken an Juana zu töten. Eine wahnsinnige Freude durchschwang ihn. Er hatte den Dolch durch den Mund gezogen. Seine Hände hielten kalt und verkrampft das Steuer. Alle Kanonen entluden sich und schrien gegeneinander.

Ein junger Offizier vor ihm drehte sich um und brüllte etwas mit leuchtenden Augen zurück, was das Getöse verschluckte. Las Casas sah ihn an. Und als hätten die nicht gehörten Worte etwas gelockert, als hätten sie ihn das gefragt, um was er rang, brüllte er dem Jungen zu (der ihn nicht verstehen konnte) die Arme um das Rad, mit Lippen, die sich zerrissen an dem Dolch im Mund:

„O alles ... hätte ich, auf den Bauch geschmissen, Dreck gefressen, drei Monate oder vier ... wären meine Gedärme

zerfetzt daran ... hätte ich den Bart säubern müssen des Bassa jeden Tag von Eiern und Speisen und schlechten Küssen, wäre ich stinkend geworden und nach Übelem riechend, und hätte ich keine Zähne mehr im Mund, und wäre ich gewesen wochenlang beschämt bei alten Weibern, die hängende Brüste hatten und Riemen von Adern aus den Gliedern quellend ... o, alles nichts, klein, sehr klein, — — — kein Lachen ... keinen Wink wert ist es, ist die Schmach gegen diesen Moment, gegen dieses Steigen — — — und was Juana ist — — — was ihr Andenken ist . . . es wiegt nicht so viel, daß ich es nur so sage, nicht einmal mein Brüllen ist es wert . . ." — — —

Nun hatte Las Casas Ruhe für seine Tat.

Seine Lippen zuckten zerrissen.

Ehrgeiz füllte seine Augen, daß sie grün blitzten.

Die Offiziere standen um ihn.

Blut rann über sein Gesicht.

Mit einem scharfen Ruck warf er das Steuer nach rechts. Geknarr und Erschütterung knirschte auf. Die Galeere lag nun neben der Caramuzzal Yousoufs, deren Geländer sie weggerissen hatte. Dunkle Massen strömten hinüber.

Mit einem Lächeln (dies war sein Tag), ganz ruhig stand Las Casas auf der Poppa. Sein Gesicht war hell und stet wie eine Fahne.

Aber dann: — — als er hinübersprang und sah, wie Bassa Yousouf mit vielen Kugeln durch den Bauch geschossen erledigt war und sie ihn aufhoben und vorbeitrugen dicht an ihm ... kniete er, wo er stand, nieder, warf sich auf den ersten Toten, der aus der Brust blutete, küßte die

Brust — — — und stammelte: „Juana". Stammelte: „Juana". Nichts weiter. Nur dies.

Sie legten den Toten auf die Poppa. Las Casas betrachtete ihn genau. Er sah seiner Tochter ähnlich . . . die Wolke über der Stirn . . . die Braue und der Nasenflügel . . . Las Casas erstaunte über die Leiche. Er wußte nichts damit anzufangen. Er roch die Nelken im Garten von Cartagena. Jonquillen, fiel ihm ein, waren auch dabei. Er fuhr mit den Fingern in die Wunden des Bassa und untersuchte sie.

Dann zuckte er die Achseln und trat zurück.

Der junge Offizier kam und küßte ihm die Hand.

Die Kommandeure der beiden anderen Galeeren traten auf ihn zu: Sie seien stolz . . . unter ihm . . . dieser Sieg — — —

Nun begriff er wieder: So, ja, Yousouf Bassa . . . Er strich die Stirn: Ja. Er lag da. Auf der Poppa . . . tot? . . . Tot!

Stolz hob seine Schultern. Freude überflammte ihn. Es war die erste Tat im Reich. Gewiß. Er hob die Hand. Sie bliesen: Benedito sea Dios.

Die Sonne ward schon gelb und stieg.

Dann sprang er zurück auf dem Hinterdeck und gab das Signal zur Abfahrt.

Ein Schrei der Wut peitschte über das Verdeck.

Offiziere hoben die Hände, bestürmten ihn: „Teilung der Beute . . . Ruhe . . . Soldaten . . . die Sklaven seien ausgelaugt."

Las Casas stemmte sich hoch: „Wir fahren!"

Sie fuhren in einem dumpfen Schweigen.

Niemand sprach.

Sieben türkische Caramuzzals waren erobert worden, auf die Soldaten verteilt wurden. Die Gefangenen mußten rudern. Ein Schiff trug den Harem.

Als sie den ganzen Morgen gerudert hatten, sprangen den Leuten Arme und Lippen auf. Die Sonne brannte einige tot. Doch sie wimmerten kaum.

Weißglühende Wut schwelte in den Augen der Soldaten.

Las Casas saß auf dem Vorderdeck, wo der Wind ihn zuerst kühlte. Die Leiche Yousouf Bassas lag neben ihm. Seine Augen weilten manchmal auf ihr, dann sogen sie sich wieder glühend, brennend in den Horizont fest. Er freute sich über die Tat. Aber er begriff nicht mehr, daß er über Juana weggesprungen sei wegen ihr. Er fühlte sie so um sich, als könne er ihre Umrisse mit den Händen fassen. Es war unmöglich — wie konnte es sein, lachhaft und kindisch — daß er sie dreimal verschmäht hatte? Er blickte auf den Toten. Es war doch so. Doch er verstand die Wichtigkeit dieser Tötung nicht mehr.

Offiziere baten ihn, das Tempo des Ruderns zu mäßigen. „Die Leute verrecken vor Durst. Die Zungen kriechen ihnen wie böse Tiere aus den Mäulern," sagte heftig der junge Offizier.

Las Casas ließ ihnen die letzten Rationen austeilen. Das Tempo blieb das gleiche. Es ward Nachmittag.

Las Casas brannte in einer Flamme: Juana. —

Seine Blicke hoben aus dem Ende der Wasserfläche einen Garten voll Lauben und Gerüchen und eine Nacht darüber, mit Sternen dicht verschnürt, in der er sie besitzen wollte. Es nahm ihm den Atem. Es preßte alles beiseite. Er mußte ohne einen Ruderschlag Pause nach Cartagena. Er

schob den Toten mit dem Fuß zur Seite, da er ihn plötzlich haßte, weil er in ihn die Ursache verlegte (die in seiner eigenen Brust saß), daß er Juana verschmäht hatte.

Da brüllte es hinter ihm plötzlich wie aus einem Ventil: „Wasser!" Es war ein gellender, trockener Ruf. Er fuhr herum. Murmeln erstickte in seiner Nähe. Aber dort brach es aus: „Wasser!" . . . und schlug hinüber und zündete, und an hundert Seiten zuckte es hoch und heulte aus den Mündern. Die Augen waren ihnen stier geworden, und die weißschweißigen Gesichter brannten.

Las Casas' Hirn schob blitzschnell den Gedanken vor: Gefahr! Sein Bewußtsein packte zu und begriff dumpf, daß ihm ein Hindernis entgegentrete. Rote Wut schüttelte ihn. Er sprang vor:

„Schmeiß," schrie er, „Geschmeiß," und wieder: „Vieh . . . Ihr wollt weniger tun, Hunde, wo ich mehr Eile habe? – Sklavenführer, aufs Vorderdeck! . . . Die Riemen in die Peitschen gezogen! . . . Zehn Takte rascher gefahren im Viertel der Stunde! – Den Bankersten die Bastonade!" . . . Seine Stimme war wieder beherrscht geworden. Die Riemen klatschten über die Rücken.

Die ganze Nacht ließ er sie mit Wasser begießen, das sie kühlte und ihren Schweiß wegschwemmte. Allein das Meerwasser biß scharf in ihre Wunden, daß sie schrien über das Geschenk.

Am Morgen stand einer auf als Deputat: „Wir können nicht mehr." Niemand hörte auf ihn.

„Gib uns einen halben Tag. Wir legen uns auf den Bauch diese Zeit. Dann streifen wir das Schiff wie einen flachen Stein übers Wasser."

„Einen halben Tag . . ." johlten die anderen.

Der Deputat drohte: „Wir brechen die Ruder . . ." Da gab Las Casas Befehl, ihm, dem die Ohren von Toledo her fehlten, die Zunge aus dem Munde zu nehmen, und ging hinunter, die Zähne in den Lippen und bleich. Denn es schmerzte ihn, solches zu befehlen, aber seine Lippen hatten nur ein Wollen, das wie ein ungeheueres Zittern daran hing und auf alles niederfiel, was es sperrte: „Juana!"

Er ließ den Sklaven Wein geben. Das Geringe berauschte sie. Die Galeeren zogen rascher.

Sie zogen rascher. Die Sklaven lechzten, Mäuler aufgesperrt, aber noch entfeuert.

Sie bekamen neue Mengen und ruderten rasender, bis einer schrie:

„Weiber – – – – – – – – – – – – – – –"

Langgedehnt zog der Laut über das Schiff. Eine Stille schob sich nach, die alles preßte.

Dann rasten alle in die Höhe und hämmerten ihre Ketten gegen die Bänke:

„Dein Ver–spr–e–e–e . . . chen . . . am selben Abend . . . zwei . . .

Schuft! – – – Du . . ."

Las Casas stand ihnen mit blassem Lächeln entgegen. Die Aufseher peitschten sie mühsam wieder an die Ruder zurück. Eine Bank hatte sich ineinander verbissen. Sie bissen sich Stücke aus dem Fleisch.

„Ihr werdet sie haben, eh der Tag 'runter ist. Wenn ihr euch eilt, Bande! Dann sind wir in Cartagena." Las Casas' Stimme klang knapp, unendlich beherrscht.

„Es ist gelogen, ist erlogen . . . Hund!"

Las Casas ließ sie.

Aber als ihre Bewegungen langsamer wurden, erschrak er. Es blitzte ihm durch den Kopf – er müsse den Abend in Cartagena sein – – um alles.

Er ging auf dem Deck herum und zerbog die Hände ineinander, bis er den letzten Entschluß sich abgepreßt hatte.

Er befahl, ein halbes Dutzend Weiber aus dem Harem herüberzuschaffen. Er wußte (in brennendster Qual), daß die Sklaven die Frauen des Harems beim Umladen nach der Schlacht gesehen hatten: Sie waren nackt. Ihre Brüste waren kobaltblau. Der Bauch glänzte nach ihrer Sitte rund mit Gold gemalt. Sie sollten vor ihnen tanzen, daß sie rascher führen.

Alle mußten hinuntersteigen.

Nur die Sklaven blieben, einige Offiziere und Las Casas.

Die ungeheuerste Erwartung machte den Sklaven die Gesichter weiß wie die Planken, die Augen rissen sich auf in erschreckender Weite. Auf Las Casas' Gesicht saß ein Lächeln wie eine Dolchspitze.

Dann fingen die Boote an hinüberzufahren zur Caramuzzal, die den Harem trug. Die Wächter hieben auf die Sklaven ein. Las Casas sah knirschend vor Scham und Schmerz, wie irgendwo einem Geifer aus dem Maul rann, während er blöd auflachte. Anderen brach der Schweiß in Strömen aus dem Gesicht. Sie sahen aus wie Pilze, auf die plötzlich Tau fällt.

Keiner schrie. Eine furchtbare Lautlosigkeit fiel auf die Schiffe. Die Gesichter waren ins Unkenntlichste verzerrt. Wo manches Nase oder Mund sonst war, saß nun eine Falte der grausamsten Qual.

Las Casas hatte sich umgewandt, denn was er tat, empörte seine Seele. Er schlug die Arme übereinander, daß sie ihm die Brust einbogen, biß die Lippen zusammen und starrte ins Meer und weinte vor Zorn über sich. Er flüsterte: „Juana" und empfand Rechtfertigung für alles. Denn er mußte den Abend in Cartagena sein (er kam den Abend nach Cartagena), oder wahnsinnig werden oder zerplatzen vielleicht, und jedes Ding war blaß gegen diesen Willen.

Er hörte keinen Laut wie das Keuchen der Männer. Dabei empfand er, wie die Galeere mit erstaunlicher Geschwindigkeit flog.

In der drückenden Stille hinter seinem Rücken bohrten die achthundert Augen sich auf die Caramuzzal, an der die Boote gerade anlegten. Ein silbernes Horn (wie rein es scholl zwischen den Masten und gelben Segeln) hob sich mit zartem Laut auf dem Verdeck drüben. Eine Stimme rief einmal (wie klang sie jung und nach Andalusien): „Seht! Sie tragen Sonnen auf den Leibern."

Las Casas wandte sich nicht um.

Aber plötzlich trat er zur Seite, wie zerrissen von einem Gedanken, und hob den Arm mit einem raschen Mal streng und senkrecht ... niemand wußte, wollte er Einhalt rufen oder winken.

Doch die Geste wirkte unsächlich.

Es brach ein einziger, das Entsetzlichste aus allen Brüsten lösender Schrei über die Galeere hin. Es war zu viel.

Einer der Sklaven hatte Las Casas' Bein gepackt. Las Casas verschwand unter der gebeugten Wut von sechs Leibern, tauchte auf, formlos, und flog wie ein Ball auf die andere Seite. Sie warfen ihn sich zu. Vierzig Bänke

links. Vierzig auf der anderen Seite. Einer senkte seinen Mund auf seinen Hals. Ein anderer schlug seinen Trinknapf aus Blei auf seinem Kopf fest. Dann blieb er irgendwo liegen. Soldaten kamen herauf, Gefangene, erschlugen die Offiziere, befreiten sich und vergaßen ihn über ihrem Gelage.

Nach einer Stunde brannten drei rote Punkte im Horizont auf.

Sie schwollen und wuchsen, flogen unterm Wind herauf. Drei Schiffe mit roten aufgebauschten Segeln fuhren an die Galeeren heran. Die Sklaven wurden überwältigt. Luis Quijada kam herüber von seinem Segler. Denn er war es.

Luis Quijada ließ sie im Kranz zu Vierhundert um die Reling hängen. Die Leiche Las Casas' ließ er hinüberbringen und bedeckte sie mit seiner Fanale.

Dann ließ er die anderen Schiffe herankommen und bestieg die Caramuzzal, die des Bassas Harem trug. Er teilte die Beute ein, sonderte die fünfzig Besten aus und schiffte sie in seinen Segler ein. Die anderen schenkte er seinen Soldaten. Darauf stieg er in die Kabine, in der die Favoritinnen Yousoufs lagen. Es war eine kleine Kajüte mit lackiertem Mahagoni und Zitronenholz. Sie hatten sich mit Alhenna gefärbt und rauchten. Er saß mit ihnen, und sie tranken gemächlich mit ihm, der lächelnd und zärtlich scherzend mit ihnen sprach, zutraulich Kakao und Orangenwasser.

Er hatte einen Segler vorgeschickt. Es ward Abend, als sie in Cartagena einliefen. Große Mengen standen am Kai. Man sah eine Flotte kommen. Das Banner Las

Casas', Quijadas, das von Kastilien und die rote Fahne mit sieben Monden wehten von einem einzigen Mast. Juana stand am Steg.

Eine Bahre ward aus dem Schiff herübergebracht und ans Land gestellt. Quijada folgte. Las Casas' Kopf erschien, wie einer das Tuch hob, unter der weißen Fanale, auf der sein Wappen stand. Um seine Stirn saß festgebissen mit einem dunklen Strich das Bleigefäß des Sklaven wie ein schlechter Heiligenschein.

Juana taumelte.

Dann aber fing sie sich mit einer maßlosen Bewegung wieder in sich selber ein. Und da sie nicht allein das Stolze liebte und die Stärke, sondern das Endgültige vor allem und den Sieg, ging sie um den Liegenden herum und raffte ihr Gesicht auf, daß es glänzend ward wie das Metall einer über einem Heer geblasenen Trompete, schritt kurz auf Luis Quijada zu und legte ihren Kopf an seine Brust.

Luis Quijada fröstelte, erstaunend über das Entsetzliche ihrer Entschlossenheit, aber er tat doch den Arm um sie, denn er hielt sie nicht für schlechter als die drei Besten aus seinem Harem.

# Franz Kafka / Vor dem Gesetz

Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Zu diesem Türhüter kommt ein Mann vom Lande und bittet um Eintritt in das Gesetz. Aber der Türhüter sagt, daß er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne. Der Mann überlegt und fragt dann, ob er also später werde eintreten dürfen. „Es ist möglich," sagt der Türhüter, „jetzt aber nicht." Da das Tor zum Gesetz offensteht wie immer und der Türhüter beiseite tritt, bückt sich der Mann, um durch das Tor in das Innere zu sehn. Als der Türhüter das merkt, lacht er und sagt: „Wenn es dich so lockt, versuche es doch, trotz meines Verbotes hineinzugehn. Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Türhüter. Von Saal zu Saal stehn aber Türhüter, einer mächtiger als der andere. Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr ertragen." Solche Schwierigkeiten hat der Mann vom Lande nicht erwartet; das Gesetz soll doch jedem und immer zugänglich sein, denkt er, aber als er jetzt den Türhüter in seinem Pelzmantel genauer ansieht, seine große Spitznase, den langen, dünnen, schwarzen tatarischen Bart, entschließt er sich, doch lieber zu warten, bis er die Erlaubnis zum Eintritt bekommt. Der Türhüter gibt ihm einen Schemel und läßt ihn seitwärts von der Tür sich niedersetzen. Dort sitzt er Tage und Jahre. Er macht viele Versuche, eingelassen zu werden, und ermüdet den Türhüter durch seine Bitten. Der Türhüter stellt öfters kleine Verhöre mit ihm an, fragt ihn über seine Heimat aus und nach vielem andern, es sind aber teilnahmslose Fragen, wie sie große Herren stellen, und zum Schlusse sagt er ihm immer

wieder, daß er ihn noch nicht einlassen könne. Der Mann, der sich für seine Reise mit vielem ausgerüstet hat, verwendet alles, und sei es noch so wertvoll, um den Türhüter zu bestechen. Dieser nimmt zwar alles an, aber sagt dabei: „Ich nehme es nur an, damit du nicht glaubst, etwas versäumt zu haben.“ Während der vielen Jahre beobachtet der Mann den Türhüter fast ununterbrochen. Er vergißt die andern Türhüter und dieser erste scheint ihm das einzige Hindernis für den Eintritt in das Gesetz. Er verflucht den unglücklichen Zufall, in den ersten Jahren rücksichtslos und laut, später, als er alt wird, brummt er nur noch vor sich hin. Er wird kindisch, und, da er in dem jahrelangen Studium des Türhüters auch die Flöhe in seinem Pelzkragen erkannt hat, bittet er auch die Flöhe, ihm zu helfen und den Türhüter umzustimmen. Schließlich wird sein Augenlicht schwach, und er weiß nicht, ob es um ihn wirklich dunkler wird, oder ob ihn nur seine Augen täuschen. Wohl aber erkennt er jetzt im Dunkel einen Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht. Nun lebt er nicht mehr lange. Vor seinem Tode sammeln sich in seinem Kopfe alle Erfahrungen der ganzen Zeit zu einer Frage, die er bisher an den Türhüter noch nicht gestellt hat. Er winkt ihm zu, da er seinen erstarrenden Körper nicht mehr aufrichten kann. Der Türhüter muß sich tief zu ihm hinunterneigen, denn der Größenunterschied hat sich sehr zu ungunsten des Mannes verändert. „Was willst du denn jetzt noch wissen?“ fragt der Türhüter, „du bist unersättlich.“ „Alle streben doch nach dem Gesetz,“ sagt der Mann, „wieso kommt es, daß in den vielen Jahren niemand außer mir Einlaß verlangt hat?“ Der Türhüter erkennt, daß der

Mann schon an seinem Ende ist, und, um sein vergehendes Gehör noch zu erreichen, brüllt er ihn an: „Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.“

# Gustav Meyrink / Die Erzählung vom Rechtsgelehrten Dr. Hulbert und seinem Bataillon

— — — — — — — — — — — —

— — — No, was soll ich Ihnen sagen: Das Gesicht hatte er voller Warzen und krumme Beine wie ein Dachshund. — Schon als Jüngling kannte er nichts als Studium. Trockenes, entnervendes Studium. Von dem, was er sich durch Stundengeben mühsam erwarb, mußte er noch seine kranke Mutter erhalten. — Wie grüne Wiesen aussehen und Hecken und Hügel voll Blumen — und Wälder, erfuhr er, glaube ich, nur aus Büchern. Und wie wenig von Sonnenschein in Prags schwarze Gassen fällt, wissen Sie ja selbst.

Sein Doktorat hatte er mit Auszeichnung gemacht; das war eigentlich selbstverständlich. —

Nun, und mit der Zeit wurde er ein berühmter Rechtsgelehrter. So berühmt, daß alle Leute — Richter und alte Advokaten — zu ihm fragen kamen, wenn sie irgend etwas nicht wußten. — Dabei lebte er ärmlich wie ein Bettler in einer Dachkammer, deren Fenster hinaus auf den Teinhof schaute.

So vergingen Jahre um Jahre, und Doktor Hulberts Ruf als Leuchte seiner Wissenschaft wurde allmählich Sprichwort im ganzen Lande. — Daß ein Mann wie er weichen Herzensempfindungen zugänglich sein könnte, zumal sein Haar schon anfing weiß zu werden und sich niemand erinnerte, ihn je von etwas anderem als von Jurisprudenz sprechen gehört zu haben, hätte wohl keiner geglaubt. Doch gerade in solchen verschlossenen Herzen glüht die Sehnsucht am heißesten.

An dem Tage, als Doktor Hulbert das Ziel erreichte, das ihm wohl schon als Höchstes seit seiner Studienzeit vorgeschwebt hatte: — als nämlich Seine Majestät der Kaiser von Wien aus ihn zum Rektor magnificus an unserer Universität ernannte — da ging es von Mund zu Mund, er habe sich mit einem jungen, bildschönen Fräulein aus zwar armer, aber adeliger Familie verlobt.

Und wirklich schien von da an das Glück bei Doktor Hulbert eingezogen zu sein. Wenn auch seine Ehe kinderlos blieb, so trug er doch seine junge Gattin auf Händen, und jeden Wunsch zu erfüllen, den er ihr nur irgend von den Augen abzulesen vermochte, war seine höchste Freude.

In seinem Glück vergaß er jedoch keineswegs, wie es wohl so manch anderer getan hätte, seiner leidenden Mitmenschen. „Mir hat Gott meine Sehnsucht gestillt", soll er einmal gesagt haben, — „er hat mir ein Traumgesicht zur Wahrheit werden lassen, das wie ein Glanz vor mir hergegangen ist seit Kindheit an; — er hat mir das lieblichste Wesen zu eigen gegeben, das die Erde trägt. Und so will ich, daß ein Schimmer von diesem Glück, soweit es in meiner kleinen Macht steht, auch auf andere fällt."

— — — — — — — — — — — — —

Und so kam es, daß er sich bei Gelegenheit eines armen Studenten annahm wie seines eignen Sohnes. Vermutlich in der Erwägung, wie wohl ihm selbst ein solch gutes Werk getan hätte, wäre es ihm am eigenen Leib und Leben in den Tagen seiner kummervollen Jugendzeit passiert. Wie aber nun auf Erden manche Tat, die dem Menschen gut und edel scheint, Folgen nach sich zieht gleich denen einer fluchwürdigen, weil wir Menschen wohl doch nicht richtig

unterscheiden können zwischen dem, was giftigen Samen in sich trägt und was heilsamen, so begab es sich auch hier, daß aus Doktor Hulberts mitleidsvollem Werk das bitterste Leid für ihn selbst entsproß.

Die junge Frau entbrannte gar bald in heimlicher Liebe zu dem Studenten, und ein erbarmungsloses Schicksal wollte, daß sie der Rektor gerade in dem Augenblicke, als er unerwartet nach Hause kam, um sie zum Zeichen seiner Liebe mit einem Strauß Rosen als Geburtstagspräsent zu überraschen, in den Armen dessen antraf, auf den er Wohltat über Wohltat gehäuft hatte.

Man sagt, daß die blaue Muttergottesblume für immer ihre Farbe verlieren kann, wenn der fahle, schweflige Schein eines Blitzes, der ein Hagelwetter verkündet, plötzlich auf sie fällt; gewiß ist, daß die Seele des alten Mannes für immer erblindete an dem Tage, wo sein Glück in Scherben ging. Am selben Abend noch saß er, der bis dahin nicht gewußt, was Unmäßigkeit ist, hier beim „Loisitschek" – fast bewußtlos vom Fusel – bis zum Morgengrauen. Und der „Loisitschek" wurde seine Heimstätte für den Rest seines zerstörten Lebens. Im Sommer schlief er irgendwo auf dem Schutt eines Neubaus, im Winter hier auf den hölzernen Bänken. –

Den Titel eines Professors und Doktors beider Rechte hatte man ihm stillschweigend belassen.

Niemand hatte das Herz dazu, gegen ihn, den einst berühmten Gelehrten, den Vorwurf zu erheben, daß man Ärgernis nähme an seinem Wandel.

Allmählich sammelte sich um ihn, was an lichtscheuem Gesindel in der Judenstadt sein Wesen trieb, und so kam

es zur Gründung jener seltsamen Gemeinschaft, die man noch heutigentags „das Bataillon" nennt.

Doktor Hulberts umfassende Gesetzeskenntnis wurde das Bollwerk für alle die, denen die Polizei zu scharf auf die Finger sah. War irgendein entlassener Sträfling daran, zu verhungern, schickte ihn Doktor Hulbert splitternackt hinaus auf den Altstädter Ring – und das Amt auf der sogenannten „Fischbanka" sah sich genötigt, einen Anzug beizustellen. Sollte eine unterstandslose Dirne aus der Stadt gewiesen werden, so heiratete sie schnell einen Strolch, der bezirkszuständig war, und wurde dadurch ansässig.

Hundert solcher Auswege wußte Doktor Hulbert, und seinem Rate gegenüber stand die Polizei machtlos da. – Was diese Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft „verdienten", übergaben sie getreulich auf Heller und Kreuzer der gemeinsamen Kassa, aus der der nötige Lebensunterhalt bestritten wurde. – Niemals ließ sich auch nur eines die geringste Unehrlichkeit zuschulden kommen. – Mag sein, daß angesichts dieser eisernen Disziplin der Name „das Bataillon" entstand.

Pünktlich am ersten Dezember, wo sich der Tag des Unglücks jährte, das den alten Mann betroffen hatte, fand jedesmal nachts beim „Loisitschek" eine seltsame Feier statt. Kopf an Kopf gedrängt standen sie hier: Bettler, Vagabunden, Zuhälter und Dirnen, Trunkenbolde und Lumpensammler, und eine lautlose Stille herrschte wie beim Gottesdienst. – Und dann erzählte ihnen Doktor Hulbert dort von der Ecke aus, wo jetzt die beiden Musikanten sitzen – gerade unter dem Krönungsbilde Seiner Majestät des Kaisers – seine Lebensgeschichte: wie er sich emporgerungen, den

Doktortitel erworben und später Rektor magnificus geworden war. Wenn er zu der Stelle kam, wo er mit dem Busch Rosen in der Hand ins Zimmer seiner jungen Frau trat – zur Feier ihres Geburtstages und zugleich zum Gedächtnis jener Stunde, da er dereinst um sie anzuhalten gekommen, und sie seine liebe Braut geworden war – da versagte ihm jedesmal die Stimme, und weinend sank er am Tisch zusammen. – Dann geschah es wohl zuweilen, daß irgendein liederliches Frauenzimmer ihm verschämt und heimlich, damit es keiner sehen sollte, eine halbwelke Blume auf die Hand legte.

Von den Zuhörern rührte sich dann noch lange Zeit keiner. Zum Weinen sind diese Menschen zu hart, – aber an ihren Kleidern blickten sie herunter und drehten unsicher die Finger.

Eines Morgens fand man Doktor Hulbert tot auf einer Bank unten an der Moldau. – Er wird, denke ich, erfroren sein.

Sein Leichenbegängnis sehe ich heute noch vor mir. – Das „Bataillon" hatte sich fast zerfleischt, um alles so prunkvoll wie möglich zu gestalten.

Voran ging der Pedell der Universität in vollem Ornat: in den Händen das purpurne Kissenpolster mit der güldenen Kette darauf und hinter dem Leichenwagen in unabsehbarer Reihe – – das „Bataillon" barfuß, schmutzstarrend, zerlumpt und zerfetzt. – Einer von ihnen hatte sein Letztes verkauft und ging daher: Leib, Beine und Arme mit Lagen aus altem Zeitungspapier umwickelt und umbunden.

So erwiesen sie ihm die letzte Ehre.

Auf seinem Grabe, draußen im Friedhof, steht ein weißer Stein, darin sind drei Figuren gemeißelt: Der Heiland gekreuzigt zwischen zwei Räubern. Von unbekannter Hand gestiftet. – Man munkelt, Doktor Hulberts Frau soll das Denkmal errichtet haben. – – – – –

Im Testament des toten Rechtsgelehrten aber war ein Legat vorgesehen, danach bekommt jeder vom „Bataillon" mittags „beim Loisitschek" umsonst eine Suppe; zu diesem Zwecke hängen hier am Tisch die Löffel an den Ketten, und die ausgehöhlten Mulden in der Tischplatte sind die Teller. Um zwölf Uhr kommt die Kellnerin und spritzt mit einer großen blechernen Spritze die Brühe hinein, und, wenn sich einer nicht ausweisen kann als „vom Bataillon", so zieht sie die Suppe mit der Spritze wieder zurück.

Von diesem Tisch aus machte die Gepflogenheit als Witz die Runde durch die ganze Welt. – – – – – – – – – – – – – – –

## Franz Blei / Sternheim

Als man im Jahre 1659 die „Précieuses Ridicules“ zum erstenmal spielte, stand im Parterre ein fremder Herr auf und rief: „Courage Molière, voilà la vraie comédie!“ Zehn Jahre später saß der bleiche, schweigsame Dichter mit den festen braunen Augen und dem beweglichen Mund an der Tafel seines Herrn und Königs, der ihm eigenhändig von dem königlichen kalten Schinken vorlegte und dazu sagte: „Ich bin damit beschäftigt, Herrn von Molière zu füttern, den meine Herren Offiziere ihres Umgangs nicht für würdig erachten.“ Das war nur eine Geste. Denn am 17. Februar 1673 tat derselbe König nichts, den Leichnam des Dichters, der fast auf der Szene gestorben war — man spielte den „Eingebildeten Kranken“ — vor der Wut des Klerus und des Pöbels zu retten: bei Nacht und Fackelschein wurde der zwischen Pascal und dem Kardinal Retz tiefste Mensch seiner Zeit in ungeweihter Erde begraben. Armande, des Dichters leichtherziges Kind-Weib, warf tausend Silberfranken unter die Menge, damit sie den letzten Auftritt für den größten Komödiendichter freigebe, der auch einmal gesagt hatte: „Was muß ein Mensch erleiden, bevor er stirbt!“

Die Moral des Künstlers ist nicht praktisch. Nur der Redner gewinnt das Gute aus dem Bösen und umgekehrt. Der Dichter aber stellt als Diener eines höheren Zusammenhanges die einzigen wirklichen Wahrheiten in die Welt, die nichts als „subjektiven“, denn die andern „Wahrheiten“ sind nur vorläufige Meinungen, sind praktische Vernunft oder zwecklich veränderte Ideen. Der Dichter gewinnt die

Wahrheit im Siege über seine Leidenschaft, also aus ihr. Darum ist die Kunst passionell und ist der Künstler ein tragischer Mensch. Denn die Lust zu leben ist seine stärkste Versuchung, der er nicht erliegen darf, wenn seine Welt leben soll. Auf der Höhe wird man immer den Aufschrei des Künstlers hören: Könnte ich leben! Und deshalb denkt der zu eigenem Schaden gering vom Dichter und lebt außerhalb des Zusammenhanges, der das Opfer nicht begreift und ehrt, das der Dichter, wie der Denker, mit seinem Leben der Idee des Lebens bringt. Alles, was wir gemeinhin das Leben nennen, war Ungelebtes, dem die Verdichtung erst das Leben schenkte. Wie das Wort erst Metapher war, bevor es zum konventionellen Lautbilde für Gegenstände wurde, um doch sein weiterzeugendes Leben nur und durch nichts als sein metaphorisches Wesen zu behaupten. Wer die Kunst als „schönen Schein des Lebens", als passe-temps, als eine Pathologie, als ein Mittel rhetorischer Art, als Tendenz, als Repetition durch Virtuosen und Talente, als Kunst für die Kunst sieht, dem wird in falscher Antinomie das Leben zu einer Summe materieller Aktualitäten und Funktionalismen. Diese falsche Antinomie begreift den modernen Menschen, sowohl wenn er „dichtet", als auch wenn er „genießt". So und so sucht er das Gedicht mit sich, seinem „Leben" in Übereinstimmung zu bringen, statt sein Leben mit dem Gedicht. Der moderne Mensch sagt sich in den nichts als Konventionen einer Kunst noch einmal, indem er sich zum „Problem" „vertieft" oder zum „Spiel" „verheitert". Das ihm Peinliche läßt er durchaus „Einzelfall" sein, das ihm Angenehme macht er zum „Allgemein-

Menschlichen", also auch zu dem feinen Menschlichen. In den sehr seltenen Fällen, wo der moderne Mensch in seinem Theater dem Dichter begegnet, überwindet er seine diesem ganz widerstrebende Natur zu einem Snobism, der in kurzatmige Ekstasen verfällt — so vor Hofmannsthal — oder er hält sich das Werk in unberührender Distanz, indem er es mit dem Verfasser, der ein Narr sei, entschuldigt — so bei Strindberg — oder er sagt, wie bei Sternheim, er sei ein „herzloser Satiriker", mit welcher Charakteristik er sich vor allem als der nicht von der Satire Betroffene ausnehmen will. Sicher hat Sternheim kein Mitgefühl für die Welt, die sich die modernen Zuschauer seiner Stücke aus diesen Stücken abziehen, und darum satirisiert er diese Welt auch nicht, denn der Satiriker liebt seine „Opfer". Sternheim verwechselt nicht nur nicht das Leben mit dem „modernen" Leben, sondern gibt diesem auch nicht ein Teil des Lebens, sieht es ganz nur als dessen Schein und Spuk. Er nimmt das Leben dieser modernen Menschen nicht „wirklich", wie diese es glauben, auch in einem Teile nicht, von dem aus er „satirisch" auf die andern Teile reflektieren könnte. Er hat, kurz gesagt, in diesem modernen Leben keinen Standpunkt. Er ist kein moderner Dichter, das heißt, er geht nicht in der Definition auf, die man vom bürgerlichen Menschen gibt. Er ergänzt ihn nicht, indem er ihn in seinen „Schwächen" satirisiert, denn er gibt ihm diese Schwächen gar nicht, da er ihm keine Stärken geben kann. Indem man von ihm „Herz" verlangt, will man, daß er sich „modern" bekenne, dieser modernen Welt zugehöre. Des weigert sich vielleicht Herr Carl Sternheim nicht, des

weigert sich aber, mühlos, der Dichter Sternheim, denn der Dichter und der „Moderne" sind inkompatibel. Wir haben früher gesagt, weshalb. In diesen Komödien von Sternheim lehnt sich nicht einer, verblödet von seiner Begabung und genügsam in ihr, an die willfährige Muse und läßt sein Dichten halt dichten, im Badegemeinplatz bourgeoiser, seiner Ideale plätschernd. Hier wird nicht zu einem „Problem", das dem ewig und mit Begeisterung problematischen Bürger so teuer ist, die Fabel erfunden, die gefällige, und ein paar Herrschaften werden nicht mit natürlicher oder stilhafter Ausstaffierung bemüht, das sogenannte Problem in der „Wendung" zu erleben, die der Verfasser ihm zu geben mit dem Publikum für das Zeitgemäßeste und Tantiemensicherste hält. Hier reklamiert wirklich niemand Herz und Gefühl für eine Welt, die in ihrem einzig Faktischen, dem Geschäftskram, weder das eine noch das andere haben kann, wenn sie sich nicht in ihrem einzigen Faktischen aufheben will. Hier gehen keine odysseeischen Irrfahrten und simsonischen Verblendungen, dichterische Endgültigkeiten früherer Zeiten, vor sich, um dem Bürger zu zeigen, daß immer schon alles so war wie er ist; wird keine falsche Kontinuität der „Moderne" behauptet, die sie in die dichterische Reihe seit Aischylos stellt. Hier ist alles viel einfacher, weil die Durchworfenheit und Abgelebtheit des modernen Menschen keinen kleinsten Anteil hat, womit sie sonst alle Phänomene zu komplizieren liebt, um in der Unordnung ihre innere Anarchie nicht zu merken und nicht zu sehen und sehen zu lernen, daß sie auf den umgestürzten Stühlen der Hierarchie sitzt. Woran der lyrisch zu sich und seiner Einsamkeit gerichtete Hofmanns-

thal in seinem Drama nie teilhatte, wovon sich Strindberg befreite, das überwindet Sternheim gültig für alle Zeit: das Bürgerlich-Moderne. Er definiert es, nicht es ihn.

Die heutige Posse ist entarteter Nachkomme der alten Komödie des Mimus, wenn man auch, wie oft im adeligen Leben, den Ahnen in der Verblödung seines Nachkommen nicht mehr erkennt. Der geringste Pariser Vaudevillist lebt zumindest in seinem technischen Apparat irgendwie von Marivaux, wenn auch nicht von Molière. Man nehme an, Sternheim habe hundert solche Possen gesehen und mit einem durchdringenden Auge das Urbild dieser Figuranten in aller Verzerrung des falschen Witzes erkannt, sozusagen ihre Humanität: da mußte er auf den Weg kommen, der zur alten Komödie führt. Diese Possenfiguren leben von der Komik, die in der Situation liegt, weil die immer unsichere bürgerlich-liberale Welt ihr Prestige behaupten und abweisen muß, was ihr im komischen Charakter zu nahe käme: sie will ihn liebenswürdig-blöde — Gefühlchen und Herzchen irgendwo immer glitzernd — und will nicht über den Charakter lachen, sondern über die Situation, in die er kommt; nicht über den Hahnrei, sondern über den auf der Toilette eingesperrten Hahnrei. Die Phantasie dieser Verfasser erschöpft sich darum auch in der Erfindung sogenannter neuer Situationen — Lokalitäten — und sucht neue Milieus auf, eben der neuen Situationen wegen. Komisch darf nur der zufällige äußere Modus des Ehebruchs sein, weil dieser Modus ihn selber unwahrscheinlich macht; denn der Bürger bricht theoretisch nie die Ehe. Geschieht es aber doch, dann duldet

er diesen Einzel- und Ausnahmefall des Lebens, seines Lebens auf dem Theater, nur in jener seelischen Problematisierung, in der er sich seiner „psychologischen" Tiefen und Abgründe erfreut, von sich selbst ergriffen ist und gerührt sich als „Mensch" empfindet. Schnitzler hat diesen Typus des Theaterstückes am talentvollsten getroffen.

Die Figuranten der Posse verkamen immer mehr in eine falsche Typenhaftigkeit, falsch deshalb, weil sie die „komische Situation" ihrer allgemeinen Menschhaftigkeit überhaupt beraubt hat bis auf die letzte Spur. Ihre Verfasser schwindelten in den „guten Ausgang" das dem Bürger ethisch Sympathische (daß „alles nicht so schlimm sei") in menschlichen Banalitäten, wie Aussöhnung, Heirat, Besserung usw. hinein, um in übertriebener Angst vor ihren possenhaften Kühnheiten die bürgerlichen Dehors zu wahren. Durch welche „Menschhaftigkeit" der durch die Situation gefälschte komische Typus eine weitere Fälschung bekam. — Komische Gestalten in voller Reinheit gibt es in der neuen Zeit so wenig wie rein tragische. Tragödien haben nur die Griechen, wo der Mensch gegenüber dem Schicksal steht, an dem er, als hoher ethischer Wert an einem andern gleich hohen ethischen Wert, zerschellt. Schon Christus ist keine solche tragische Person mehr — wenige Worte am Kreuz ausgenommen —, denn er zerbricht nicht an einem ihm Unfaßbaren, sondern bringt das Opfer seines Todes freiwillig, und der Christ nach ihm sogar freudig. Der Christ mißt sich nicht mit seinem Gotte, der von vornherein der Wert ist, und er selber von vornherein der Unwert. Der Märtyrer ist kein tragischer Held, und so sind auch die alten katholischen Mysterienspiele voll Possenreißereien nicht tra-

gisch, sondern erbaulich, und das Drama der heiligen Messe eine heilige Handlung. Im Christentum gibt es nicht wie in der alten Welt solche kämpfende Gewalten von gleich hohem ethischen Wert, weil Gott der latente Ausgleich ist. Hier kommen nur irdische Interessen in Konflikt, nicht irdische mit göttlichen. Innerhalb des christlichen Dichtens gibt es keine Tragödie, und es entstand das Trauerspiel. Der Othello ist so wenig tragisch wie der Fuhrmann Henschel. Es ist traurig, wenn man so eifersüchtig ist, aber tragisch ist es gar nicht, denn man kann ja auch nicht eifersüchtig sein. Im griechischen Erleben des Schicksals gibt es ein solches „Anders sein" nicht. Wie das Tragische, ist auch sein Satyrspiel als das rein Komische nur im Griechischen wahrer, d. h. kultureller Ausdruck. Wo das Schicksal und die Götter im Streit mit den Menschen feststehende Macht und höchste Entscheidung sind, vor solchem Hintergrund ist Menschenspiel ein Narrenspiel des Vordergrundes und darum rein komisch. Solche Bedingung fiel im Christentum. Gott ist in jeden Menschen, auch in den vollkommenen Narren gesenkt, und jeder Mensch hat an Gott Anteil. Was im christlichen Dichten noch komisch weiterlebt, in den Rüpelszenen etwa, ist antiken Mimus' letzter Rest. Wo sich aber auf dem heutigen Theater ein Geschehen als rein tragisch oder als rein komisch gebärdet, ist es nichts als ein Konvenü, abgelebt, ausgelebt, künstlich, falsch und dumm. Als Sternheim in den Possenmasken der heutigen Bühne ein ehemals vorhandenes Gesicht ahnte, lüftete er diese Masken, und es kam darunter der christliche Mensch zum Vorschein, der immer in sich Verstrickte. Er legte sehr vorsichtig die gesäuberten Masken wieder über

die Gesichter, und der tragikomische Mensch der neuen Bühne feierte seine Auferstehung. Er zappelt noch wie in der Posse, aber er steht im Ganzen; er verzweifelt noch immer wie ein antiker Held, aber seine menschliche Dimension knickt die grandiose Geste. Das wird in dieser bürgerlichen Welt vollzogen, die das Mittel ist, nicht der Zweck, weder der seriöse, noch der satirische. Hier wird es als das Wesen dieser liberalen Welt hingenommen, als etwas, das so ist, lebt und stirbt, das sich Wattons als Kraft vorstellt, Gemeinplätze als Denken, Psychologie als Brand der Seele, klebriges Schwatzen als Gemüt, Berechnung als ethischen Willen, Stimmung als Herz. Dies ist so, sagen diese Stücke Sternheims, und ist aus sich zu geben, heldenhaft, unbelacht von „Standpunkten" aus, unbeweint von andern „Standpunkten" aus. In diese ganz geschlossene Welt der Bürgermodernität ist kein Pfeil zu senken und liebend keine Hand an sie zu legen. Sie ist zu definieren: das ist alles. Der heroische Kampf, den der bürgerlich-moderne, aufgeklärte, fortschrittliche Mensch gegen das Menschtum führt: das ist die Epopöe dieser Komödienreihe Sternheims. Die Fabel wird mit bewußtem Gleichmut im zureichend Banalen gewählt, um sie in den allerletzten Plan als ein ganz Gleichgültiges, Hergebrachtes, Unbestimmtes weisen zu können, wo sie ganz unbetont abläuft. Die Sprache wird auf den gespitztesten, schärfsten Ausdruck gebracht, denn ihr kommt in der Definition die große Aufgabe zu: die Eindeutigkeit. Jedes verschwommene Beiläufigreden würde dem Typus wieder leicht in der Vorstellung des Hörers den Epicharakter eines Einzel- und Besonderwesens geben und so den Sinn ins Bürgerliche wieder zurückdrängen. Das Emotionelle

drückt sich bei Sternheim nie durch das äußere Mittel der Sprachfärbung aus, denn diese wäre Trübung; sondern durch die Grammatik wie alles andere, was durch das Wort gesagt wird. Keine Figur hat sie besonders, alle haben sie ganz gleich, alle sprechen nach dem grammatischen Willen Sternheims, nicht nach dem ihrer Bildung, Klasse, Stimmung usw. Diese Gegenwart will nicht ins Vor- und Nachgeschichtliche von gezeigten Lebensläufen fallen und damit das Drama zugunsten des hinlaufenden Lebens aufheben. Es gilt: für das Einmal und Jetzt des Typus und dieser abgelösten isolierten bürgerlichen Welt den absoluten Ausdruck auch im Sprachlichen, abgekehrt von allem Zufall des „Natürlichen", zu fixieren. Solche Bestimmtheit läßt nur dem Unbedingten Platz; hier wird nicht „geplaudert", weder mit Geist noch in Stimmung. Die Sachlichkeit dieses Redens bei faktischer Unwirklichkeit des Geredeten gibt dieser Scheinwelt die dichterische Realität. Im bürgerlichen Theater ist das, was man gemeinhin Realien nennt, das einzig Wirkliche: man erinnere sich an die Dreschmaschine, die das Wichtigste, was Rose Berndt zu sagen hat (und was alle Zuhörer wissen), dem Flamm durch ihr plötzlich einsetzendes Geräusch unverständlich macht, machen muß, damit das Stück überhaupt weitergeht. — In Sternheims Komödien sind die Gestalten nicht so, weil das und das passiert, sondern der Zufall des Geschehens ist die innere Notwendigkeit ihres Daseins überhaupt.

Im „Don Juan" mußte Sternheim noch mit sich selber fertig werden; so ist er romantisch und barock, wie es auch die übermäßige Illustration des jugendlichen Gedankens verlangte. Der Dichter hat noch sein ordnendes Gesetz nicht

und berauscht sich an seiner Freiheit. Aber in den besten Szenen wird schon der Wille zum Unbedingten deutlich: das Wort sitzt, wie ein guter Handschuh an der Hand, knapp an der Bewegung. Im ganzen doch ist der Don Juan Charakter geblieben, nicht Typus geworden, wohin er manchmal gerichtet ist, um auch schließlich seinen Charakter durch Historie, die auftaucht, zu verwischen. Die Ordnung dieses Individuums Don Juan entspricht keiner höchsten Ordnung. Er ist eine leidenschaftliche Konzeption geblieben, die sich aber in keine harte Regel begab und so kein Weltbild schuf. Jenen Partien, die nicht ein Wort mehr haben als die Bewegung braucht, ist der Stil der Komödien verhaftet. Das endgültig Definitorische der Gestalten in den Komödien muß im Typus, der gegeben wird, das Einzelindividuum ganz einschließen als sein gesteigertes Teil. Ins Einzelfällige ist dieser Typus nicht mehr und nie mehr aufzulösen, er ist nur zu steigern zur Masse, und das vollzieht Sternheim nicht nur so, daß er diesem Stücke eine Folge gibt, sondern in jeder einzelnen der Komödien ist alles, was den Typus bestimmt, auch die Masse bestimmend. Der bürgerlich-moderne Mensch mit seiner theoretischen Betonung der „Individualität" ist ganz als das gesehen, was er ist: als Masse. Damit ist er kulturell überwunden, und im Sinne dieser Überwindung — das bürgerliche Ganze hat seine Form bekommen, die es definiert — sind die Komödien Sternheims, wie die Trauerspiele Strindbergs, eine Sprengung des modernen Theaters. Sternheims Leistung schafft die endliche Voraussetzung für eine commedia dell' arte, für welche das Terrain erst dann frei geworden ist, wenn der moderne Mensch und bürgerliche Freidenker in

seinen Tiefen und Untiefen durch die kategorische Definition erledigt ist: dann kann der Spieler mit ihm spielen, denn er ist endlich in seiner runden Puppe wirklich geworden, hat Leib bekommen. Der Glaube an die künstlerische Brauchbarkeit, an die menschliche Bedeutung des bourgeoisen Charakters in der dramatischen Spiegelung ist über Sternheims Komödien hinaus deutlicher als je zuvor nur mehr Glaube des Bourgeois an sich, aber nicht mehr eines Dichters an ihn. Der Dichter kann ihm den respektvollen Gefallen nicht mehr erweisen, daß er ihm dramatische Reifen um das Auseinanderfallende seiner seelischen Faßdauben schlägt. Er kann diesen modernen Wollüstling seines eigenen „Seelenlebens" und seiner eigenen „Geistigkeit", der die Kunst „moderne" Kunst nennt, sie seinen Spiegel nennt und damit auch schon aufhebt, er kann ihn fürder nicht mehr so ernst nehmen, wie der Bürger möchte. Man wird keine Dramen mehr aus seinem sogenannten Leben bestreiten, indem man auf die Differenziertheiten seines Lebens hereinfällt. Der Spieldichter der neuen commedia dell' arte wird sich seiner bemächtigen, ihn krude, fest, hart packen, wenn der Gepackte auch schreit, seine feineren Seiten würden vernichtet, sein Seelisches ignoriert, seine Bildung mißkannt. Der Spieler wird aus den Vielfachheiten des modernen Menschen, dessen Einfachheit als Masse von Sternheim gestaltet wurde und aufgewiesen, lebendige Begriffe backen, und ihn nicht mehr billigen, indem er ihn entschuldigt. Durch Sternheim hat diese scheinhafte moderne Welt in der Definition Leibhaftigkeit und Wirklichkeit bekommen; der Spieler der neuen commedia dell' arte wird frei darüber schalten können, indem er diese Welt in Masken erstarren läßt.

# Karl Sternheim / Der Kandidat

## Komödie in vier Aufzügen

Aus dieser politischen Komödie großen Stils, aus der Zeitsatire — aufzeigend den Wirbel politisch-moralischer Konflikte und Verirrungen während der Reichstagswahlen — der fast tragische Schlußmonolog des mit allen Parteien paktierenden, grotesk in jedem Winde schwankenden Helden:

### Zehnter Auftritt

Russek am Fenster:

Luise in Hut und Mantel? Wo will sie hin? —

Wenige Minuten noch, und alle guten Geister steht mir bei! Entsetzlicher Moment, schlägt die Uhr siebenmal, und ich stehe, von den letzten mächtigsten Wehen der Ungewißheit geschüttelt, am Fenster und muß auf jene Straßenkreuzung starren, von der her sie kommen werden.

Welche Grundsätze entscheiden in dieser Spanne über mein Schicksal? Bin ich ganz in die Launen jener Männer gegeben, die zur Wahl gehen, oder lenkt einer das Geschäft über ihre Absichten hinaus zu meinen Gunsten oder Ungunsten? Das ist dies jämmerliche Erdenleben, das man ertragen muß. Die Weisen unterrichten einen, die Priester nicht, wie mans zu seinem Vorteil schiebt. Muß ich für mein Wohl die freie, forsche oder die demütige Geste machen? Soll ich frech oder fromm sein, um bedeutend zu erscheinen und an die Spitze zu gelangen? Ich war stets zu beidem bereit, doch in diesem Augenblick will ich mich mit jedem geforderten Opfer zu dem System bekennen, das Erfolg verbürgt. Mit jedem Opfer! Hört mich einer? Menschen, Götter, hört mich an!

Am Fenster:

Da kommt ein Kerl, der wählen will. Eile dich! Die Weltuhr saust. Er steht, versäumt die Zeit, und schließlich ist es bei Stimmengleichheit der, der für mich entschieden hätte. Ich laufe zu ihm, rufe ihn an. Wie mirs zumute ist, soll er sehen, und ist er Christ, muß es ihn erweichen. Tabak zieht er, eine Pfeife heraus! Schlag ihm das Rauchzeug aus der Schnauze, Schicksal, dem Ungeheuer, das mit meinem Leben spielt! Noch zehn Minuten nur, und er bläst den Dampf behaglich durch die Nase.

Ächzen:

Das ertrage ich nicht mehr, ich trage es nicht länger! Stoß die Tür auf, Schicksal! Tritt ein in irgendwelcher Gestalt, pack mich beim Kragen und nenne das Gebot! Sei Gläubiger, und mach dich bezahlt, mit was du willst, nur laß es nicht sieben und alles verloren sein!

Daß es nicht zehn Minuten nach sieben wird, uud ich immer noch hier bin und vergeblich warte. Niemand kommt. Nein, nein, nein! Tausendmal muß ich „nein" sagen, um alle Gegenpläne feindlicher Mächte zu zerstören: Nein, nein, nein, nein, nein, nein, nein, nein, nein, nein!

Er läuft mit in die Ohren gesteckten Fingern im Zimmer herum und leiert fortgesetzt: „nein" —:

Es beruhigt. Ich merke, ein Plus kommt herauf, mein Puls wird besser.

Er leiert von neuem:

Nein, nein, nein, nein . . .

Ich fühle mich lebendiger. Es wirkt. Nein, nein, nein!

Plötzlich zuckt er, wie von einem Schlag getroffen, zusammen.

Was war das? Irgendwo geschah etwas im Zusammenhang mit mir. Wo? Was? Von wem? –

Seidenschnurs Partei habe ich doch in jeder Möglichkeit gelähmt, er wagt nichts wider mich, denn ich zerschlüge ihn. Die Konservativen hängen mit ihrem Erfolg vom Grafen ab, und bekommt dessen Sohn meine Tochter nicht, verreckt die ganze adelige Bande im Hunger. Realiter sind wirklich Aussichten! Wenn nicht –

Er läuft wieder herum.

Nein, nein, nein, nein! Der süße Bach! Wie er plötzlich auftauchte, wars eine Fügung. Grübel hatte Plan und Voraussicht, brachte Menschentat und Handlung! Mit Bach aber hatte es etwas Überwältigendes, Himmlisches auf sich. Er war wie ein Schwebender und nahte sich in einer Wolke.

Er schreit auf:

Und doch ist ein Gott! Ich fühle es in diesem Augenblick, bin völlig durchzuckt. Ja, jetzt, Allmächtiger, habe ich dich im Mark empfunden, Allgütiger! Immer wußte ich dich tief im Gemüte. Prüfe Vergangenheit auf der Wage deines Allwissens. Schwankte die Seele – sind wir nicht irdisch und Irrende – war doch das Senkblei richtig gerichtet.

Der erste Schlag der Uhr zu sieben hebt an.

Habe Erbarmen, Herr, ich gehöre dir! Dein ärmster, demütigster Knecht steht vor dir.

Die Uhr schlägt weiter. Russek fällt in die Knie:

Ich glaube an dich, Gott!

Er hebt den Schwurfinger und brüllt:

Ehrenwort!!

Die Uhr schlägt aus. Danach verharrt er in lautloser Stille auf den Knien. Pause.

## Elfter Auftritt

Geschrei von weitem, das sich nähert. Spiel Russeks, der sich halb aufhebt und zum Fenster wankt. Man unterscheidet Rufe: Russek, hurra! Und dann dicht vor dem Fenster: Hoch Russek, unser Abgeordneter! Und von Heulen und Lachen geschüttelt, taumelt Russek durch den Raum und bricht in einen Stuhl zusammen.

# Arnold Zweig / Die keusche Nacht

Das Gaslicht stach mit unerträglich grünem Glanz, und das Sofa, das sie trug, war mit blumigem Plüsch bezogen – einem Stoff, der kratzte, wenn man ihn wider den Strich berührte. Es war vielleicht nur Nervensache, daß sie auch davon gequält wurde; das Schüttern der Fahrt taumelte noch in ihrem Kopfe – aber gleichviel, gleichviel ... sie fand sich davon gemartert ... Sie preßt die Handflächen kühlend an beide Schläfen. Früh das Standesamt, das Frühstück, darauf die Fahrt – und nun stand noch das bevor ...

Claudia fürchtete sich; Angst lag so atempressend auf ihrer Brust ... Was in ihr schrecklich bebte, war ja keine Spannung, gar keine Erwartung – am allerwenigsten freudige; es war auch keine Sehnsucht nach innigster Einheit und kein verschwiegenes Drängen nach Hingabe und nichts weniger als Liebe; es war einfach Angst – Angst vor dem Manne, die sich nicht beschwichtigen ließ, die unzugängliche Angst des Körpers vor einer allzufremden Erfahrung ... Sie erinnerte sich ähnlicher Ohnmacht, als sie, ein Kind, zum erstenmal im kalten Flusse baden sollte; denn ihr Verstand war keineswegs ausgeschaltet – er arbeitete vielmehr wie stets, hastiger nur und zerrissener, und nannte alles beim Namen – vielleicht etwas greller als sonst; und er lenkte nicht mehr. Den Lenker machten heute die Sitte und der Leib; und ohne Auflehnung beugte sich ihr geistiges Wesen unter diese Herrschaft äußerer Gewalt. Ihr Körper, der sonst ihr gehörte, stand ihr heute fremd und herrisch gegenüber, und sie fürchtete sich und

fühlte sich ausgeliefert wie irgendein kleines Mädel, das vor dem Lehrer zittert.

Sie ging hin und her, so daß die Lampenglocke leise zitterte, zerdrückte ein Taschentuch in den Händen, die immer wieder feucht wurden, und erkannte klar: das gräßliche waren die Hemmungen. Genommen werden war eine Gnade, sich geben können ohne Bräuche und Scham eine gleiche. Aber der eheliche Apparat zeigte sich unerhört grausam. Man mußte sich irgendwie dabei benehmen, denn durch die Aufmerksamkeit, die alle darauf wandten, durch feierliches und verabredetes In-Szene-setzen ging die unbefangene Geste der Liebe verloren, gerade für die Liebenden mit vertieftem Gefühl — aber nichts sagte einem, da Natur schwieg, welche Gebärde sich dafür einstellen sollte; und man schritt ratlos wie ein Verirrter und ganz so geängstigt, und blieb, halb sinnlos und halb sich zu retten, vor den zufälligsten und gleichgültigsten Dingen stehen, vor Blumen zum Beispiel, die in einem schwerfälligen Kruge dufteten; ein ganzer Busch Flieder und gelber Rosen. Klaus Manth, der gute, hatte ihr aus Lilien und roten Rosen einen Strauß geschenkt, den sie alsbald im Kupee hatte liegen lassen; er war allzu gut gemeint ... Sie zupfte die gelben Vorhänge zurecht, die die Fenster verschlossen; aber sie waren ohnehin in Ordnung ... und man fand sich abgeschmackt und ungeduldig empört gegen sich selbst ... Warum er sie denn allein ließ? Er hatte ja verstanden, weswegen sie nicht auf ihren Zimmern zu Abend gegessen hatte! Er sollte kommen!

Er kam schon. Als er ihre Augen erblickte, ihre Hände und das zerknüllte Tuch, verschwand das schwache Lächeln

aus seinem Gesicht, und er wurde sogleich ernst, so ernst, wie ihm zumute sein mußte. Denn, nicht wahr, daß er diese Angelegenheit vergnügt behandelte, das war unmöglich. Er nahm ihre Finger in die seinen und glättete sie, führte sie, die nun seine Frau sein sollte, zum Sofa und blieb vor ihr stehen; die festgehaltenen Hände bildeten eine Kette von ihr zu ihm. Er machte seine Stimme frei von Beengung, dann sagte er, mit dem gütigsten und behutsamsten Klang, den er finden konnte:

„Mein kluges kleines Mädchen fürchtet sich." Ihr Leiden strebte ihm sogleich entgegen: „Ja, Walter, ja, ich fürchte mich ... Nicht vor dir; vor dem Ganzen. Vielleicht gar nur vor dem Ritus." Sie versuchte zu scherzen, aber wie kläglich mißlang es! Ihre Stimme klagte hoch und zitternd wie ein Kind, und ihre Augen, ganz schwarz geöffnet, zehrten von seiner Miene. Er erwiderte mit einem Ton tief vor Zärtlichkeit:

„Ich wußte es. Wir wollen nur alles aussprechen, wie gute Kameraden, nicht? oder soll ich still sein?" Niemals hatte sie seine Überlegenheit tiefer gefühlt und inbrünstiger anerkannt. Sie zog in Dankbarkeit seine Hände näher; seine Ruhe und Sicherheit tat ihr unendlich wohl und löste die kalte Angst mit dem warmen Klang der Worte.

„Sprechen, Liebster. Sagen können wir uns alles, wie sonst. Ich fürchte ja nur das Unbekannte; dumm macht es mich darum nicht ..."

„Das ist schön; und wozu eigentlich Angst?" Er setzte sich auf die Sofalehne, legte ihr den Arm um die Schultern und neigte sich herab, sie zu küssen; aber ihre Lippen waren kalt und zitterten, und so sprach er aufgerichtet:

„Getrennte Zimmer waren unmöglich; diese Pension hätte dich für mein Verhältnis genommen und so behandelt. Wir müssen uns abfinden. Ich kann recht gut drinnen auf dem Diwan übernachten."

„Das geht doch nicht," meinte sie unsicher; in sich aber bejahte sie diesen Vorschlag stürmisch: ach ja, bestehe darauf, Liebster, ich bitte dich!

Er drang mit den Fingern behutsam in ihr Haar, blickte ins Zimmer, in das durchschnittlich ausgestattete Wohnzimmer einer eleganten Pension und sagte langsam: „Es ginge wohl." Aber nach einer Pause: „Und doch nicht, Kind. Es wäre ein bißchen lächerlich, nicht? Man verbringt nicht diese Nacht fern von seiner Frau; einer Frau, die man ein bißchen lieb hat . . . nicht wahr?" Später, dachte sie schweigend und gejagt, später wird es lächerlich sein, heute wäre es ein Glück . . . und daß er dies Später heute schon bedachte, war das peinlich? wars wundervoll? und daß sie's gelten ließ? „Nun also," fuhr er fort. „Und dann wäre ja morgen und übermorgen dasselbe Problem gestellt und wäre endlich nicht mehr zu umgehen. Nur die Qual wäre verlängert. Ich denke, wir einigen uns so," schloß er gemütlich, fast heiter: „Du legst dich zu Bett wie stets — und dann finde ich mich neben dir, und wir werden reden noch eine Stunde im Dunkeln. Nur reden, sonst nichts. Und so morgen und jede Nacht, bis du dich an deinen Mann gewöhnt hast und eine andere Stunde schlägt, überraschend, Liebling. Denn was dich verstört, ist einfach das Wissen. Nun?"

Sie sah ihn an und prüfte sein Gesicht:

„Ist dir das ernst?"

„Ja," sagte er froh. Sie sah an seinen Augen, wie er sich freute, daß sie Mut faßte, und ihr Mut ward dadurch selbstsicherer.

„Du versprichst, mich einmal zu überfallen?"

„Gewiß. Verzeih, daß ich lache. Aber du hast das mit so rührender Hoffnung gesagt." Sie lachte mit ihm, froh seiner Sorgfalt, sie möge ihn in diesem Augenblick nicht mißverstehen ... Aber sie hatte noch etwas Schweres zu fragen. „Und du glaubst, das ... würde gehen, heute?"

„Was? Ach, das? Ich bin erprobt, Liebling. Ich habe schon eine keusche Nacht neben einem Mädchen verbracht. Da haben wir gleich etwas zur Unterhaltung."

„Gut," sagte sie. Sie sah ihn mit langem Blicke an und verschwieg dabei diesen Gedanken: was für ein seltsames und verstiegenes Gespräch wir da gehabt haben, wir Eheleute! Und was taten wir eigentlich? Nichts, als daß wir ein Gefühl ernst nahmen und gestanden, das man sonst leugnet: Angst – und redlich darüber beschlossen. Und alsbald schwand es, wenigstens so weit, daß man frei genug wurde, den ganzen Vorgang zu beurteilen. Ihr Herz ging leichter, und die Freiheit und Zuversicht machte sie fast scherzen: „Ich bitte um eine halbe Stunde." Die Uhr bereitete sich in diesem Augenblick surrend auf den Schlag vor; ein Blick lehrte ihn, es sei halb zehn.

„Wir werden beide gut schlafen. Die Eisenbahn hat sich um uns verdient gemacht. Bis bald", sagte er lustig, als sie die Tür öffnete.

Sie schloß sie kaum hinter sich – da schüttete er schon Wasser in ein Glas, seine Hand, die die Karaffe hochhielt,

zitterte so, daß es die Tischdecke näßte, und er trank gierig. Sie hatte nichts gemerkt, nichts, nichts. Er atmete tief und preßte die Luft in den Lungen, ehe er sie ausstieß. Nichts! Sie hatte ihm die Ruhe, die Sicherheit und Heiterkeit geglaubt – welches Glück! Nun war sie drinnen soweit als möglich beruhigt, nun konnte er sich gehen lassen und ruhen, bis die neue Qual begann. Er ging in das Zimmer nebenan, das den Erker nach dem See hinaus hatte, das Wohnzimmer, und legte sich auf den Diwan, die Hände unter dem Nacken und den Blick zurückgerichtet in den hellen Raum, den er eben verlassen hatte. Es fiel ihm ein, er werde nachher dort durchgehen und die Tür zum Schlafzimmer öffnen müssen; dann durfte dort kein Licht brennen; im Dunkeln war es allein erträglich, möglich. Er stand auf und löschte mit einem gezogenen Kettchen das brodelnde Gas, kehrte zurück und legte sich wieder hin, zur Besinnung. Das dreigeteilte Fenster des Erkers lockte vergebens, tintenblau mit scharf funkelnden Sternen. Er forderte Rechenschaft von sich. Er hatte gewußt, daß es schwer sein würde, aber erst in diesen Stunden hatte sich die ganze Qual, die Unmöglichkeit der Gegenwart aufgetan. Hier konnte er sich nicht in Zynismus retten, wie früher, auch das Pathos oder die lachende Überraschung waren ausgeschlossen, die ihn, als er noch jünger war, wie schäumende oder durchsichtig blaue Wellen über solche Stunden hinweghoben – es galt vielmehr, die schärfste Zügelung jedes Wortes, jeder Geste durchzuhalten: denn bedenke, mit wem du es zu tun hast, mit Claudia, deiner Frau – und was alles von dieser Nacht abhängt: alles. Diese Nacht und die nächsten konnten ein Unheil

anrichten, das nie mehr gut zu machen war. Nie? doch nicht; solange man lebt, ist nichts endgültig. Aber Leiden, Fremdheit, Mühsal konnte ihnen heute nacht ebenso anfangen wie letzte Innigkeit und ein Glück, das bestand. Heute hatten die Körper sich zu erkennen wie vordem die Seelen. War es nicht Zeit, sich zu entkleiden? Nein, Ruhe. Sie wollte eine halbe Stunde, und er wußte, daß sie Muße brauchte. Er zitterte vor Erregung – vor einer erregten Angst, wohl zugegeben. Sie fürchtete sich nicht allein. Sie hatte es leichter, wahrhaftig; sie brauchte nur zu warten und genoß das Glück der Passivität. Er aber hatte zu handeln, und unter welchen Erschwerungen ... Seine Hände waren leichenkalt. Das war die Rache der Kultur, die bis hierher drang – bis hierher, wo die Seele eigentlich nichts zu tun hatte und hemmte, erschwerte und quälte. Wie einfach der Sachverhalt zu umschreiben war: sie legt sich zu Bett; er legt sich in ein Bett nebenan, damit ist er bei ihr, und dann ist es geschehen. So brutal das klang, es war dennoch keine Befleckung der Geliebten, es zu denken. Der nackte Ernst duldete keinen verhüllten Ausdruck, und nicht ein Gran kalten Spottes wehte ihn an. So sah, kraß und durchsichtig wie ein Skelett, der Vorgang aus, wenn man ihn dachte. Aber das Verwirklichen war eine Vergewaltigung der Seele, des eigenen Geistes, der jede Handlung mit Wachheit belud und in eine ätzende Helle hob. Die ganze Handhabung war unmöglich. Die Gesittung, die dergleichen hervorbrachte, war Barbarei. Man konnte Pferde zur bestimmten Stunde aufeinander loslassen; Menschen zu verheiraten, war eine Schändung, heute, wo Liebe und Ehe Seelendinge

geworden waren, die die Körper beherrschen sollten. Denn hier konnte nur Natürlichkeit retten, schamlos reine Natur; und das verfeinerte Gefühl, das Bewußtsein, das nie erlosch, die unermüdliche Scham erhitzten sich im Kampfe mit der Begierde, die plötzlich vom Geheiß der Sitte legitimiert wurde, zu einer Qual, die den Geist zerfraß wie chemische Säure. Und die Rettung, die anderen blieb, die überraschende Vereinigung vor der Trauung, in irgendeiner übermütig und harmlos beginnenden Stunde, wo sich plötzlich, mitten in einem heiteren Beieinander die Begierde und Hingabe wie eine Grube unter dem Wege öffnete und sie verschlang — was anderes machte sie unmöglich, als diese selbe Zucht und Scham, die Gesittung und Zügelung der Gefühle? Claudia Eggeling, die sich nehmen ließ — das gab es nicht. Wahrhaftig, die Seelen waren den Bräuchen voraus und schleppten sie am Fuße nach, und Kugel und Kette zerrissen das Fleisch.

So lag der glückliche Bräutigam im Finstern auf einem Diwan und ließ, auch er, dieselbe Not in dieselben Formeln gerinnen.

Jetzt war es Zeit. Er zündete eine Kerze an und holte aus dem flachen braunen Koffer das lederne Besteck, das in vernickelten Büchsen, deren jede die Lichtflamme spiegelte, die Bürsten und Flaschen enthielt, die zur Toilette nötig waren. Er hatte, während er sie vorhin allein ließ, Handtücher und ein Waschbecken aus dem Schlafzimmer hierher getragen, indem er den Korridor benutzte; es stand auf einem Stuhl nahe beim Spiegel und mußte morgen früh zurückgeholt werden, damit die Bedienung nicht rede. Er legte den Schlafanzug über einen Stuhl; der Spannbügel,

der hernach die Beinkleider aufzunehmen hatte, klirrte in seinen zitternden Händen. In der Küche wachte gewiß noch jemand; und während er mit verzweifelter Geste alle Überlegung von sich warf, entschlossen, die Handlungen vom Augenblick bestimmen zu lassen und nichts vorher zu ordnen, ging er zur Tür, unten warmes Wasser zu erbitten, zur Reinigung der Zähne.

Claudia lag schon zu Bett. In der Rastlosigkeit, mit der sie sich, allein, wiederfand, hatte sie sich entkleidet, so rasch es möglich war, und versuchte nun, durch Denken die Lage vertrauter zu machen. Daß sie ganz ohnmächtig war und nicht, wie sonst so oft, die Geschehnisse beherrschte, sondern fast gebunden und jedenfalls ausgeliefert hier lag, in der unerhörten Lage, den Besuch eines Mannes zu erwarten, das war's, was sie begreifen wollte. Zwar beruhigte sie sein Versprechen, dem sie unbedingt vertraute, aber noch blieb Fremdartiges genug in der Stunde, sie tief zu erregen. Das unbekannte Bett, in dem sie lag, und dessen weiche Federkissen ihr wie eine halbflüssige Masse um die Glieder klebten, war viel niedriger als das ihre, und sie begriff nicht, warum ihr das einen so fühlbaren Unterschied bedeutete. Liegen ist doch liegen, dachte sie; nun störte sie die Nähe des Fußbodens, als hätte sie zu ihm noch andere Beziehungen, als daß das Bett mit seinen vier Füßen darauf stand, und ebenso das leere nebenan ... Da liege ich nun in einem fremden Bett ... Sie erinnerte sich einer ähnlichen Wachheit und desselben fremdartig deutlichen Fühlens ihres eigenen Körpers aus einer Nacht, ehe sie mit leisem Fieber eingeschlafen war: die

Entfernung ihrer Zehen, in denen das Blut fühlbar pulste, von dem Kopfe, der das abmaß, schien ihr übermäßig groß; sie empfand sich wie einen geographischen Gegenstand, einen Kontinent, der sich selbst dachte. Die Füße, Beine und Schenkel strebten wie halbinselig ausgedehnte Gebirge zum Rumpfland zurück, das den Schoß hinaufsteigend sich zu einer flachen Schale wölbte; zwischen den Brüsten senkte sich ein Paß, und der Hals war der Isthmus, der zu dem felsigen und bewaldeten Gebirge führte, in dem die Gedanken vulkanisch kochten; sie öffnete die Augen, damit sie Bergseen wären, und lag ganz still, ein Erdbeben zu verhüten. Die Arme, rechts und links, waren vorgelagerte Halbinseln, sie bildeten Fjorde und beschützten das Land vor den Wellen des ungeheuren dunkeln Meeres, das draußen brandete, unzugänglich jedem Messen und nur den Augen ringsum sichtbar; ein stiller Ozean, der an den Zimmerwänden nicht endete, sondern durch zahllose Poren frei flutete und sie in Einheit schloß mit Bäumen und Sternen, die er umspülte wie sie. Sie verhehlte sich nicht, daß sie bei diesem Erleben ihrer verwandelten Gestalt gern verweilte, um nichts anderes zu denken; endlich aber erlosch der Zauber, und sie kreuzte die Arme über der Brust. Sie versuchte ein anderes Spiel, spannte und entspannte die Muskeln der Arme und Schenkel, die von Tennis und Reiten hart und geübt sich zu elastischen Strängen und Knollen spannten; und ließ es wieder, ungeduldig und ruhelos ... Manchmal, wenn sie auf Asaphs Rücken durch die Alleen des Großen Gartens trabte, innerlich jauchzend im Rausch der Kraft und des Eilens, hatte sie an die Stunde gedacht, wo sie sich ihrem Liebsten geben

würde: nackt, nach einem Bade, mitten in der Sonne, oder nackt, daheim, im feierlichen Pathos einer Nacht, die von Leidenschaft funkelte — und nun lag sie hier im fremden Raum, unbeweglich, vom Hemd verhüllt bis an die Knöchel und an den Hals, während in Räumen dicht nebenan fremde Menschen atmeten; und ihr Herz pochte alsbald vor Furcht wie ein Tier, das den Kopf an die Wand des Käfigs schlägt.

Es blieb sterbend stehn: die Tür.

Es war ihr unmöglich zu schweigen: „Walter?“ fragte sie und stieß sich vom Kissen ab, halb sitzend. Seine Stimme antwortete, tief und zitternd: „Liebling ... wer sollte es denn sein?“ Und schon verriet das Seufzen des Bettes, daß er lag: er hatte sich mit drei Schritten hineingestürzt, blind wie in eine Gefahr. Sie ließ sich zurückfallen, aufatmend und von irgendetwas erlöst: „Ich bin ganz rasend dumm ... ich weiß nicht ...“

„Hab ich dich erschreckt? Ich hätte klopfen sollen; aber es schien mir lächerlich, daß du dann ‚herein‘ zu rufen hättest“ ... Er mußte eine Pause machen. Die Worte konnten verraten, wie er bebte, ehrfürchtig und angstvoll vor der Schwere der Stunde. Aber sie konnte die Erregung mißdeuten, und er mußte ruhig scheinen. „Gib mir die Hand,“ sagte er. „Es ist nur, daß du mich fühlst,“ fügte er hinzu, „es beruhigt dich vielleicht.“

Eine Hand betupfte ihm Bart und Mund; er ergriff sie und küßte sie.

„Wohin hab ich denn getastet? Doch nicht ins Auge?“ fragte sie besorgt. „Man hat gar keine Richtung in der Finsternis ...“

Er antwortete nicht, er küßte den Rücken der Hand und die Knöchel der Finger, wendete sie behutsam und küßte auch das Innere: ein schwacher Blumenduft haftete daran. „Nicht," sagte sie schwach, und versuchte, sie ihm zu entziehen. Er hielt sie fest. Ein Trieb befahl ihm das, und er folgte. Nur küßte er sie nicht mehr und begnügte sich, sie zwischen seinen beiden zu liebkosen. Er war froh, zu liegen; jeder Fortschritt ins Ungewöhnliche hinein nahm der Stunde etwas von ihrer Schwierigkeit und war ein Sieg, den man erleichterter genoß. Diese Hand hier schlug einen Steg in das dunkle Nebenan. Wenn er nur soweit kam, daß sie heute einschlief, den Kopf an seiner Schulter, so war er glücklich. Er würde die ganze Nacht wach liegen. Er würde ihrem Atem zuhören und ihr Haar küssen. Die Stunden würden feierlich an ihm vorüberziehen und der Morgen ihre Liebe grüßen, die der Begierde nicht bedurfte.

Wer ihm gesagt hätte, daß er darauf aus war, seine Frau zu verführen, der hätte ihn sehr verwundert, vielleicht empört.

Eine ganz seelische, übermäßig heftige Zärtlichkeit für das Mädchen neben ihm erstickte sein Herz. Er gedachte eines Sommertags, eines goldenen und blauen, wo er rauchend im Grase saß, unter endlosen Tannen, und ein Mädchen bewachte, das unter seinem Mantel schlummerte. Die Innigkeit, die er damals spürte, war blaß gegen seine Liebe zu Claudia, die jetzt neben ihm lag, und niemals seit jenen fernen Tagen hatte er so tief verstanden, wie keusch Jünglinge lieben, und wie glücklich sie sind.

Als er spürte, daß sie ihm die Hand gewährte, legte er

sie sich auf die Stirn. Sie streichelte ihm gern Stirn und Schläfen; ob sie's auch jetzt tat? Aber er erschrak — die Hand entfloh. Es war ihm, als würde ihm ein Eigentum entrissen und ein Trost. „Da, nimm diese," sagte sie, „es war so unbequem," und eine Hand war wieder nahe, mit leichtem Rauschen des bewegten Linnens, legte sich selbst wieder auf die Stirn, blieb dort warm und lebendig liegen, schlüpfte in sein Haar und grub sich ein. Eine Zeit verfloß, die er nicht messen konnte; es waren gewiß nur wenige Minuten, aber sie schienen ihm sehr lang. Er war ratlos und wußte nichts zu tun, und jeder Augenblick fiel vermehrend in das Schweigen und überschwemmte ihn mit Verzweiflung: denn die innere Stille, die er neben ihr liegend erwartet hatte zu fühlen, dieses tief beruhigte Einsinken in Glück blieb aus; etwas in ihm drängte, den Zustand zu verändern, wollte weiter, litt im Bleiben; und doch schien kein Weg gebaut und kein Geländer aufgerichtet, sich daran weiterzutasten. Er hatte in seinem Körper einen blinden Drang, in der Brust, den Leib herab, in den Schenkeln und bis in die Zehen, dem ihren nahe zu sein, sie ganz zu fühlen, sie an sich zu reißen und mit Küssen unter sich zu ersticken. Aber keine Möglichkeit kam dem sehnsüchtigen Trieb zuhilfe, und einen Entschluß daraus zu machen, ohne Gelegenheit wie ein Tier über sie herzufallen, war unausführbar. So lag er ganz still und grämte sich und stöhnte lautlos im Pochen des Blutes.

Sie rührte sich in ihren Kissen: „Ich nehme die Hand weg, ja, Walter? Es ist sehr unbequem." „Quälen sollst du dich nicht, kleine Claudia," antwortete er, froh, daß ihre Stimme ruhig war. Er irrte; die Stimme war kalt und

die Unbequemlichkeit ein Vordergrund. Er sollte nicht fühlen, daß die ungewohnten Betten sie, Claudia, erhitzten. Er hätte es mißdeuten können und vielleicht meinen, daß die Küsse, mit denen er die erste Hand liebkoste, diese Unruhe und dies peinlich süße Brennen in ihr entzündet hatten. Sie lag ganz steif, weil sie sich am liebsten fiebrisch hin und her gedreht hätte, sprach sehr kalt und hielt sich fest wie an gespannten Seilen; so liegt ein Boot in starker Strömung reglos und strafft seine Taue wie Saiten. Er war ja so sicher und überlegen; welche Beschämung, wenn er sie dennoch mißdeutete! Man mußte wirklich eine alltägliche Situation daraus machen. Das war das leichteste: und man konnte es, denn von ihm kam keine Gefahr. Hatte sie sich eigentlich schon einen Augenblick geschämt? Nein, antwortete sie sofort, Scham war heute noch nicht vorgekommen, und zwar bei ihr, Claudia Eggeling ... Aber das Erstaunen schwand sogleich: Warum denn schämen? Errege ich jemandes Aufmerksamkeit? Bin ich das Ziel von Blicken oder ... Wünschen? Ich liege hier, im Finstern, im Bette, sittsam bekleidet bis zu den Knöcheln von Hand und Fuß – und der Mann nebenan ... bewahre! sie hatte sich wirklich umsonst geängstigt ... und es war ihr ganz unbegreiflich, daß plötzlich eine Art Übermut und – Spottlust in ihr tanzte; einen unruhigen und ungesunden Tanz.

„Wo bist du eigentlich?", fragte sie kühn und erschreckend über ihre Keckheit; „ich sehe noch immer nichts."

„Hier, ganz dicht bei dir."

Ihre Frage hatte ihn aus seinem Gram gerissen; ohne irgendeine Überlegung, von einer blitzenden Klugheit gestoßen,

benutzte er sie und schnellte sich an die Kante, mit der die beiden Betten aneinander grenzten. Er lag jetzt wirklich ganz in der Nähe; der Ruck hatte ihn fast in ihr Bett getrieben. Er atmete tief: und der Duft ihres Haares drang ihm bis tief ins Herz. „Laß mich dein Haar küssen," bat er, und, wieder klüger als er wußte, wartete er nicht auf Erlaubnis oder Abwehr, neigte sich hinüber und atmete in ihren Haaren.

„Nein," wehrte sie erschrocken, „nein" ... Ihre Keckheit und Sicherheit und aller Spott waren dahin; sie fürchtete sich und wagte doch nicht, sich rühren zu wollen. Er küßte ja immer ins Haar, redete sie sich zu und entschuldigte die Duldung ... Ihr Atem ging wie zerschnitten, und kurze, ratlose Wellen schlugen gegeneinander und an die Ufer ihres Geistes — sie verlor das Steuer und sah nicht mehr wohin ... Und nun sagte er plötzlich: „Weißt du was? Ich komme zu dir," und er kam zu ihr ... „Nein," rief sie, „nein!" und das Hämmern ihres Herzens zerschlug ihr die Stimme.

Aber er war da. Er wußte nicht, wer es ihm gesagt hatte; er hatte einfach ausgeführt, was man ihm befahl. Er erschrak tief über sich, er lag ganz still und versuchte, sich zu fassen; aber die Wärme ihres geliebten Leibes hatte sich diesen Kissen mitgeteilt, eine Decke lag über ihnen beiden, und sie war es, Claudia, deren Haar hier noch eben gelegen hatte. Das Glück, das in ihm stromgleich wirbelte, stürzte über Katarakte von Lachen und Rausch — und daß er sich noch berauschen konnte, daß es noch Augenblicke gab, die er nicht leitete, das verstärkte widerhallend sein Glück.

Sie hatte sich ganz bleich an die äußerste Kante des Bettes geschmiegt und schwieg; sie wußte nichts von dem, was sie fühlte, ein blinder Wirbel sauste in ihr um, nur blitzte mittendrin auf, daß sie hinausfallen werde, und daß das Bett niedrig sei ... und daß sie ganz gelähmt lag, eine Beute, das wußte sie. Das Blut sang ihr in den Ohren, und ihr Atem ging sehr laut und schnell.

„Liebling," sagte er sanft und leise, „warum fürchtest du dich? Ich will ja nur dir nahe sein, ich will nur dein Gesicht ahnen, deine Hände halten, von deinem Haare atmen. Vertraust du mir nicht?" Er folgte der Technik geübter Eroberer, die verdächtige Taten mit wohlklingenden Worten begleiten und damit durchaus Vertrauen gewinnen, nur erfand er sie im Augenblick, wußte von nichts und glaubte ehrlich — sein erstes Opfer war er selbst. Nach einer Pause sagte sie: „Ja" mit einem hohen, atemlosen Stimmchen.

Wie von einem kleinen Mädchen kommend hörte sich das an. Als wäre seine kluge und überlegene Claudia ein ganz kleines Mädchen, irgendeines, das hier schutzlos zitterte. Die Rührung, die ihn überwältigte, tränkte heiß und selig sein ganzes Glück; er lächelte im Finstern und flüsterte: „Darf ich nicht wieder deine Hände haben?"

„Ja."

Wie irgendeine sagte sie's ... Lisbeth Ohlsen, die kleine Gouvernante, mit der sie sich einmal eins gefühlt hatte, konnte zu Oswald Saach, ihrem Liebsten, nicht anders „ja" gesagt haben, als seine Claudia zu ihm ... Er tastete nach ihrer Hand, ganz, ganz behutsam, und fand beide. Sie lag auf der Seite und streckte ihm beide Hände hin,

damit er nicht näher käme. Er nahm sie, küßte sie beide, küßte sie oft und hielt sie. Er dachte nichts, endlich genoß er das Glück des Augenblicks, das ihm die kleine Uhr zumaß, die atemlos lief. Er fühlte ihre Hände zittern. Warum zitterst du, meine Liebste? Was soll ich tun, um dich zu beruhigen? Soll ich gehen? Soll ich mein Bett nehmen und vor deiner Schwelle schlafen? Ich will ja nur, daß du glücklich bist, nichts sonst ... du sollst dich nicht ängstigen, während mich Seligkeit hebt ... Er preßte ihre Hände und küßte sie, aber sie zitterten. Er mußte etwas finden, sie zu beruhigen, sie durfte nicht länger leiden. Das Erlebnis fiel ihm ein, das er ihr versprochen hatte; es würde sie ablenken und ihr Ruhe geben. Und er machte sich einen leichten Ton:

„Sollte ich dir nicht die Geschichte von damals erzählen? Du wirst sehen, du brauchst nicht zu beben, Liebling. Ich habe als Student einmal die ganze Nacht neben einer Freundin geschlafen; Kollegin, Medizinerin. Ich arbeitete mit ihr und hörte sie Anatomie ab; ich wußte darauf fast alle Knochen des Kopfes auswendig ... Ja, wir machten also eine Fußtour im Schnee, in den Weihnachtsferien. Wundervoll, im Tirolergebirge. Natürlich war der Schnee zu hoch, und wir mußten mitten in der Etappe übernachten. Das Wirtshaus hatte eine vermietbare Stube mit zwei Betten; wir nahmen das Zimmer, und sie schrieb sich als meine Schwester ins Fremdenbuch; sie hatte auch rote Haare, wie ich. Das Zimmer ließ sich nicht heizen, und wir waren beide durchfroren; die Betten aber kalt wie Schnee; scheußlich. Wie ich schon warm war – ich hatte unten einen Grog getrunken – schlug sie mit den Zähnen

noch Trommelwirbel. Darauf erklärte ich, sie werde krank werden, legte mich zu ihr, hielt sie fest — sie wollte wirklich aus dem Bett, und ich mußte wie ein Kater fauchen, bis sie still war — und wärmte sie. Und dann waren wir müde, nicht? und schliefen wie Bruder und Schwester."

Er lachte in sich hinein und schwieg; dann schloß er: „Du wunderst dich hoffentlich nicht. Erstens ist man diszipliniert, und zweitens machte ich mir nichts aus ihr. Ich hatte sie gern, sonst nichts."

Er hatte sie in der Tat abgelenkt, aber auf einen gefährlichen Weg: sie empörte sich gegen den vergnügten Ton der Erzählung, gegen die Blindheit, die jene und diese Nacht auf eine Ebene stellte, gegen die ganze Behaglichkeit, die sie an ihm wahrzunehmen glaubte. Sie fand ihn frivol und sich mißhandelt, ja wahrhaft beleidigt und im tiefsten gekränkt . . . Vielleicht war zwischen ihr und jener doch eine Gleichheit? Vielleicht liebte er sie ebensowenig — schien es nicht so? Ihre Vernunft war gestorben, und alles schien ihr möglich, auch daß sie verschmäht sei.

Er hörte sie atmen (gekränkt, aber das wußte er nicht), hörte die Uhr ticken und den langsamen glücklichen Schlag seines Herzens; dann schwoll die Sehnsucht, mit seinem ganzen Leib ihren Mädchenkörper an sich zu fühlen, durch das Erinnern an jene entfacht, wie ein Blutstrom in ihm hoch; da sagte sie:

„Ach so, du machtest dir nichts aus ihr," sagte es mit klarem Hohn und versuchte, ihm ihre Hände zu entziehen.

Der Klang traf ihn wie ein Pfeil. Erst begriff er nichts; einen Augenblick tappte er wie ein Geblendeter; dann brach es in ihm auf: Lisbeth Ohlsen! Sie fühlte sich verschmäht,

wie irgendeine, wie jedes törichte Mädchen fühlte Claudia sich verschmäht! Er riß sie an den Händen nahe und wollte sich über sie werfen; sie hielt ihn mit steifen Armen von sich, so daß er über ihr schwebte: „Walter!“ schrie sie.

Dann schlug sie die Arme auseinander und wie eine Welle über ihm zusammen, als er auf sie herabfiel. Seine Küsse erstickten ihr im Munde etwas, das ein Stöhnen sein konnte und auch ein jauchzendes und triumphierendes Gelächter: eins, das aus tiefsten Gründen und Dickichten hervorsprang wie Puck. Es lachte über alle Ängste und alle Schwierigkeit, über Claudia und Walter, über den ganzen Geist und alle Scheidungen und Hemmnisse; es lachte über die ganze Seele.

Ans Fenster stieß der Wind. Er flog von Berg zu Berg unter der schwarzen Brücke des sternfunkelnden gewölbten Himmels und rührte das ebene Wasser des Sees zu kleinen Wellen auf. Sie liefen an den Strand mit hellem Klickern, das wie Gezwitscher klang, und schaukelten sacht ein Boot und die Herden stiller Fische, die im schwarzen Wasser standen und schliefen.

## Robert Walser / Der Nachen

Ich glaube, ich habe diese Szene schon geschrieben, aber ich will sie noch einmal schreiben. In einem Nachen, mitten auf dem See, sitzen ein Mann und eine Frau. Hoch oben am dunklen Himmel steht der Mond. Die Nacht ist still und warm, recht geeignet für das träumerische Liebesabenteuer. Ist der Mann im Nachen ein Entführer? Ist die Frau die glückliche, bezauberte Verführte? Das wissen wir nicht; wir sehen nur, wie sie beide sich küssen. Der dunkle Berg liegt wie ein Riese im glänzenden Wasser. Am Ufer liegt ein Schloß oder Landhaus mit einem erhellten Fenster. Kein Laut, kein Ton. Alles ist in ein schwarzes, süßes Schweigen gehüllt. Die Sterne zittern hoch oben am Himmel und auch von tief unten aus dem Wasser herauf, der im Wasserspiegel liegt. Das Wasser ist die Freundin des Mondes, es hat ihn zu sich herabgezogen, und nun küssen sich das Wasser und der Mond wie Freund und Freundin. Der schöne Mond ist in das Wasser gesunken wie ein junger kühner Fürst in eine Flut von Gefahren. Er spiegelt sich im Wasser, wie ein schönes liebevolles Herz sich in einem andern liebesdurstigen Herzen widerspiegelt. Herrlich ist es, wie der Mond dem Liebenden gleicht, ertrunken in Genüssen, und wie das Wasser der glücklichen Geliebten gleicht, umhalsend und umarmend den königlichen Liebsten. Mann und Frau im Boot sind ganz still. Ein langer Kuß hält sie gefangen. Die Ruder liegen lässig auf dem Wasser. Werden sie glücklich, werden sie glücklich werden, die zwei, die da im Nachen sind, die zwei, die sich küssen, die zwei, die der Mond bescheint, die zwei, die sich lieben?

# René Schickele / Hans im Schnakenloch

## Schauspiel in vier Aufzügen

Schauplatz: Das Elsaß. Der erste und zweite Aufzug spielen im Frühjahr 1914 auf dem Gut Schnakenloch, dann auf der Vogesenhöhe und bei der Gräfin Sulz in der Nähe von Straßburg. Der dritte und vierte Aufzug im Sommer desselben Jahres im Schnakenloch.

## Dritter Aufzug

Die gute Stube im Schnakenloch. Nachmittags im Hochsommer

### Erster Auftritt

Klär. Balthasar. Sie sitzen nebeneinander auf der Klavierbank, Rücken zum Instrument.

Balthasar: Du spielst nicht mehr so gut.

Klär: Ich will lieber nicht so gut spielen und dafür meinen Mann im Haus haben.

Balthasar: Bist du böse, wenn ich dir sage, daß die drei Monate, die für dich so traurig waren, für mich eine schöne Zeit –

Klär: Ja, mein Junge, du warst sehr gut zu mir.

Balthasar: Davon spreche ich nicht.

Klär: Unser Musizieren hat mir viel geholfen . . Doch manchmal, wenn wir so recht im Zug waren, bekam ich plötzlich Angst, ich würde wahnsinnig. Ich bekam Angst vor mir selbst.

Balthasar: So wild wurde die sanfte blonde Frau.

Klär: So verzweifelt. Und dazu in einer Art, die mich irgendwie bösartig entzückte.

Balthasar: Ich fühlte es wohl. Ich muß dir gestehn, daß es mir, wenn ich so neben dir saß, kalt den Rücken hinunterlief.

Klär: Weißt du was, Junge? Ich glaube, daß ich in solchen Augenblicken dem Wesen meines Mannes nahe kam, wie nie zuvor.

Balthasar (lächelnd): Weil du böse warst?

Klär: Leidenschaftlich böse — und mich dabei irgendwie schön fühlte. Ich kann mir denken, daß man so, wie auf einer Rutschbahn, in den Tod fährt, ohne jede andere Ergriffenheit, als einen wonnigen Schwindel.

Balthasar: Aus der Gegend kam schon viel starke Musik.

Klär: Wo die Seele durch den schmalen Streifen gleitet zwischen Tag und Nacht. Wo wir aufwachen und sterben. Sicher wachsen dort die stärksten Gefühle. Wenn ich denke, wieviel Musik ich schon gehört und selbst tapfer mitgemacht habe, und daß ich dabei, bis vor einigen Wochen, von ihrer eigentlichen Kraft vollkommen unberührt geblieben war —

Balthasar: Was ist dann?

Klär: Was dann ist? Daß ich Hans viel abbitten muß.

Balthasar: Du — ihm?

Klär: Ich ihm. Ich wußte nicht, was Menschen sind. Wie sie maßlos leiden, und wie maßlos sie begehren können. Ich dachte immer, ich sei in einen Taugenichts verliebt, in einen „Trompetenstoß in einer Laterne", wie ihr hierzulande sagt, der zwischen den Glaswänden herumfährt und bei allem Ungestüm nicht herauskann — eben: in den „Hans im Schnakenloch". Glaube mir, der hatte es beim Durchbrennen schwerer, als ich beim Sitzenbleiben.

Balthasar: Du deutsche Frau.

Klär: Fängst du jetzt auch an? Was hat das mit deutsch zu tun?

Balthasar: Mancherlei, Klär. Einmal, daß du deinen

Weg langsam machst, aber dafür mit schwerstem Herzen — um nicht zu sagen gründlicher. Dann — ja, das kann ich nicht sagen.

Klär: Warum nicht?

Balthasar: Es ist wie mit der deutschen Musik. Die wildesten Stücke haben die bravsten Menschen geschrieben. Dieses zweite Gesicht eines deutschen Kleinbürgers ist geradezu unheimlich. Einer hat das Wort dafür gefunden: Innerlichkeit. Es ist eine dämonische Eigenschaft.

Klär: Und was habe ich damit zu schaffen?

Balthasar: Von dieser Art ist deine Treue.

Klär: Was weißt du von meiner Treue?

Balthasar: Mehr, als du vielleicht ahnst.

Klär: Warum funkelst du mich dabei so an? .. Junge, du mußt mir die Wahrheit sagen: liebst du mich?

Balthasar: Das fragst du mich jetzt, wo —

Klär: Wo?

Balthasar: Wo Hans wieder im Hause ist.

Klär: Ich habe vorher nie daran gedacht.

Balthasar: Bist du sicher?

Klär (stockt, dann schüttelt sie den Kopf): Ja, denn sonst —

Balthasar: Was, Klär?

Klär: Sonst, Balthasar, hätte ich dich nicht zu meinem Vertrauten gemacht.

Balthasar: Zu deinem Vertrauten? Du hast die ganze Zeit, wo Hans fort war, mit mir nicht einmal über ihn gesprochen, noch mir sonst etwas anvertraut .. Um so mehr, seitdem er zurück ist.

Klär: Ich weiß nicht, Balthasar, willst du mich kränken? Willst du mich beschämen? Habe ich dir unrecht getan?

Ich liebe Hans, das weißt du doch, ich liebe ihn und nur ihn und will und kann keinen andern lieben, ich liebe Hans, das weißt du doch. Ich habe gern mit dir musiziert, wie früher auch, wie schon immer.

Balthasar: Wäre ich Hauslehrer oder ein gemieteter Klavierspieler gewesen, ich hätte nicht besser behandelt werden können. Das ist wahr.

Klär: Balthasar, warum tust du das? Warum überfällst du mich, wenn ich gerade Hand in Hand mit dir sitze? Wie kannst du meine Vertraulichkeit annehmen, wenn du –

Balthasar: Blick doch einmal, nur eine Sekunde, von Hans auf mich. Die Welt ist doch nicht nur ein Abglanz von ihm. Ich habe mich von kleinauf gewöhnt, mich ihm unterzuordnen, an ihm zu verschwinden, wie die Uhr, die er gelegentlich aus der Tasche zieht. Zum Teil bin ich ein Geschöpf von ihm. Er ist in vielem und scheint in allem stärker als ich. Ich gönne es ihm, wenn ich auch manchmal ungeduldig, sogar neidisch bin; ich gönne ihm dich. Obwohl ich weiß, wie es endet. Aber ich möchte doch einen Menschen haben, der in mir nicht nur den kleinen, braven Bruder des großen, tollen Hans sieht – vielleicht ist meine Bravheit eine Stärke und meine Kleinheit groß durch das viele, was ich unterlasse, um eine Sache ganz zu machen.

Klär: Wie was endet?

Balthasar: Das ist das einzige, was du aus meiner ganzen langen Rede herausgehört hast.

Klär: Balthasar, wie was endet?

Balthasar: So wie er in seiner ruhigen Zeit mit seinen Adjutanten zwischen hier und der Stadt hin und her hetzen

muß, um bei seiner Arbeit aushalten zu können, so rast er mit seiner ganzen Existenz dem Abgrund zu, um überhaupt leben zu können. Er wirtschaftet das Gut herunter, indem er es zu schnell in die Höhe bringen will. Er lädt sich eine Riesenarbeit auf, die er schlecht macht, weil sie viel zu groß ist, als daß er sie gut machen könnte, — aber was er tut, genügt, um seine Gesundheit zu ruinieren. Statt das Gut rentieren zu lassen, zwingt er es, Schulden zu machen, immer mehr, je mehr es herausgibt.

Klär: Mußt du alles Hans sagen. Was geht es mich an?

Balthasar: Es geht dich an, und es geht deine Kinder an.

Klär: Meine Kinder werden nicht hungern.

Balthasar: Dieser Boden ist auch mein Boden! Dieses Haus ist auch mein Haus. Das alles ist mein Leben. Wenn er nicht weiß, was er von seinem Vater bekommen hat, damit er es erhält und an seine Kinder weitergibt, so soll er es doch um Gottes willen stehn und liegen lassen. Ich habe ihm vorgeschlagen, die Mutter hat ihm vorgeschlagen, er solle alles Geld nehmen und davon leben oder irgend etwas anderes anfangen, ich wollte ihm außerdem die Hälfte des jährlichen Ertrags abgeben, du bist vermögend — er könnte der glücklichste, sorgenloseste Mensch sein, aber nein, er muß uns zugrunde richten. Eher gibt er keine Ruhe.

Klär: Warum erzählst du mir das?

Balthasar: Oft meine ich, er ist der leibhaftige Satan. Er kann nicht ertragen, daß etwas gedeiht. Eines Nachts, wenn er aus der Stadt kommt und nicht gleich einschlafen kann, geht er auf den Boden und steckt sein eigenes Haus an.

Klär: Hör auf!

Balthasar: Ich sag dir, er tut's. Und wenn du ihn nach dem Grund fragst, antwortet er dir: die Budike sei so wie so baufällig gewesen, und über den Erker mit den von Großvater geschnitzten Herzen habe er sich schon immer geärgert.

Klär: Sprich dich mit ihm aus. Ich weiß, er hat dich lieb. Mich mußt du damit verschonen.

Balthasar: Er hat alle Welt lieb, wenn er nicht zufällig gerade alle Welt haßt. Ich war schon oft im Begriff, mit ihm über die Dinge zu sprechen. Auf das erste, was ich ihm sage, gibt er mir eine so verblüffend törichte Antwort, daß ich unmöglich fortfahren kann. So geht es mir, so geht es der Mutter, so geht es dir. Gegen so viel Unschuld kommt keine Predigt an. Die Mutter hat den Abbé Schmitt auf ihn losgelassen, den er doch ganz besonders lieb hat. Der Abbé war verzweifelt, als die Mutter ihm unsre Lage schilderte. Richtig hat auch der Abbé eine ganze Nacht aufgesessen und mit Hans gesprochen. Als ich einmal zu ihnen hineinging, weil ich dachte, nun sei die Bresche geschlagen, hielt Hans dem Abbé einen Vortrag, inwiefern Mohammed als der Luther des Orients zu gelten habe, und der Abbé war sichtlich hingerissen. Andern Tags versicherte er der Mutter, sie müsse sich geirrt haben, Hans sei, davon habe ihn die stattgefundene, sehr ernste Unterredung überzeugt, ein hervorragender Landwirt.

Klär: Wenn du wüßtest, wie du jetzt an Hans erinnerst.

Balthasar: Ich weiß es ja. Ich hab es ja von ihm gelernt. Leider bin ich nicht nur in der Ausdrucksweise eine wandelnde Hypothek von ihm. Es genügt mir schon,

daß ich der einzige hier bin, der sich nicht einfach von ihm hat schlucken lassen.

Klär: Was mich anlangt, Balthasar, so fühle ich mich sehr wohl dabei.

## Zweiter Auftritt

Dieselben. Hans.

Balthasar: Da kommt er. Da steht er. Und nun hat sich die Welt hier um ihn zu drehn.

Hans: Aber sie tut's nicht, mein Junge. Im Gegenteil. Ich habe mich soeben vergeblich um einen auskneifenden Planet bemüht. Der Hopla hat gekündigt und packt sein Bündel.

Klär: Was ist denn Schreckliches geschehn?

Hans: Ich habe ihm eine heruntergehauen. An seiner Stelle bliebe ich auch keine Stunde länger im Haus. Eine Gemeinheit, den alten Knecht seines Vaters zu schlagen, der nur noch fünf wackelige Zähne im Mund hat, von denen jeder eine Sehenswürdigkeit ist. Wir werden ihm eine anständige Rente aussetzen müssen.

Balthasar: Er war wohl rabiat?

Hans: Ja, er übte wieder in hervorragendem Maße Widerstand gegen die Staatsgewalt. Der Teufel* schickte nach mir: wenn ich nicht gleich käme, gäbe es ein Unglück. Den Teufel sollten sie zum Statthalter machen. Das ist ein ausgezeichneter Politiker.

Balthasar: Du mußt dich halt entschuldigen.

Hans: Hätte ich's nur nicht getan! Die Ohrfeige

* Name des Gendarmen.

steckte er ganz brav ein. Als ich mich aber nachher entschuldigte, da wurde er so gerührt, daß er schnell auf sein Zimmer ging und sein Bündel packte. Eben ist er zum Tor hinaus.

Balthasar: Ich hol' ihn zurück.

Hans: Der ganze Hof ist hinter ihm her. Je dicker die Tränen werden, die ihm die Backen hinunterlaufen, desto größere Schritte macht er. Du mußt dich eilen. Ich warte nur darauf, daß sie drüben im Dorf die Sturmglocke läuten. „Der Hopla geht fort." Da droht ein Volksaufstand.

Balthasar: Ach was. Weiter als bis zum „Goldenen Löwen" kommt er nicht.

Hans: Du verstehst dich nicht auf die wunderbaren Gefühle eines Märtyrers. Außerdem sind sie für Hopla neu. Er wird sie auskosten wollen. Außerdem ist er vollkommen betrunken.

Balthasar (an der Tür): Also.

Hans: Sei nett mit ihm, hörst du? Er hat sich heute geplagt für vier, und es war ein heißer Tag. Wenn du schon bis zum Dorf gehst, so bringe bitte unsre Gottesgeißel mit. Auch ein Päckchen Zigaretten kannst du unterwegs mitnehmen.

Balthasar: Halt! Genug. Auf Wiedersehn, Klär. Bis nachher.

## Dritter Auftritt

Hans. Klär.

Hans (der ihm nachsieht): Wenn er so aus dem Zimmer geht, habe ich das Gefühl, als sei soeben bei mir eine Haussuchung abgehalten worden.

Klär: Sollte das nicht dein schlechtes Gewissen sein?

Hans: Ich bitte dich, schicke mir nicht das schlechte Gewissen auf den Hals. Dank meinem Jugendaufenthalt in Beichtstühlen lasse ich mir so etwas nur zu leicht einreden.

Klär: Mir kannst du's sagen, Hans, denn es täte mir nicht sonderlich weh: haben wir Schulden?

Hans: Ja, warum sollten wir denn keine Schulden haben? Jeder tüchtige Mann hat Schulden. Je mehr einer verdient, desto mehr Schulden macht er. Genau wie deine Kinder mehr essen, je stärker sie werden.

Klär: Verstehe nicht.

Hans: Stell' dir vor, du willst morgen ein Geschäft eröffnen, sagen wir eine Musikalienhandlung. Da brauchst du Geld. Du nimmst also erst dein eigenes, wenn du welches hast. Das Geschäft geht. Die Kundschaft stürmt dir den Laden, und du bemerkst, daß sogar die Leute im Dorf, obwohl dort schon eine Musikbude besteht, lieber bei dir kaufen, als bei der vertrottelten Mamsell dort. Du entschließt dich, um es den Leuten bequemer zu machen — die Kauflust steigt natürlich mit der Leichtigkeit zu kaufen überall — du entschließt dich also, drüben im Dorf eine Filiale zu eröffnen. Da brauchst du wieder Geld. Dein eigenes ist aber bereits hier im Mutterhaus angelegt. Was tust du? Du pumpst dir das Geld. Da es sich mit fünf Prozent verzinst, dein Geschäft aber mit zehn Prozent Verdienst arbeitet, so bringt dir das fremde Geld noch immer fünf Prozent ein. Und so weiter!

Klär: Ist es denn aber sicher, daß die Filiale im Dorf zehn Prozent abwirft?

Hans: Sonst bist du halt hereingefallen.

Klär: Hans, verzeih die Frage: Haben wir Filialen?

Hans: Unser Fall liegt anders. Wir sind in der Lage des Mannes, der von seinem Vater ein solides Unternehmen geerbt hat, das aber den heutigen Anforderungen nicht mehr entspricht, weil sich heute nur der Großbetrieb halten kann; so geht es zahllosen Industriellen. Dafür gibt es einen guten Ausweg: die Aktiengesellschaft. Ich habe sozusagen aus dem Schnakenloch eine Aktiengesellschaft gemacht. Ich behalte die meisten Aktien und bleibe der Herr im Haus. So verbinde ich den Vorzug des alten Systems mit dem der modernen Kreditwirtschaft. ... Natürlich bringt diese Großzügigkeit auch Nachteile mit sich. Man weiß nicht immer genau, was man besitzt.

Klär: Wenn du's nur weißt!

Hans: Irre ich mich, Klär? Mir kommt es so vor, als ob wir seit einigen Tagen leise melancholisch würden.

Klär: Da hätte unser neuer Honigmond nur drei Wochen gedauert? Schade.

Hans: Meine Ansichten über die Ehe haben sich vollkommen geändert. Darf ich sie dir mitteilen?

Klär: Seit wann?

Hans: Seit einigen Tagen; das heißt, in diesen Tagen ist mir die Veränderung zum Bewußtsein gekommen.

Klär: Ich soll nicht mehr im Herrensattel mit dir reiten? Du warst so entzückt von meiner Reitkunst — als ob du sie jetzt erst entdeckt hättest.

Hans: War ich nicht von allem an dir entzückt, als ob ich es jetzt erst entdeckt hätte? Einen goldigeren Jungen als

dich in den Reithosen hat es nie gegeben, — und nie war eine Frau von so süßer Reife.

Klär: Vorbei?

Hans: Nicht so, wie du meinst. Nur, wenn ich daran denke, was wir in den drei Wochen angestellt haben — ja, dann scheint mir, daß man von Rechts wegen mit seiner Frau nicht so leben darf. Auch war alle Welt über unser Betragen entsetzt. Der Abbé äußerte, es ginge nicht, daß ich im eigenen Hause eine Geliebte aushielte, selbst nicht, wenn es die eigene Frau sei. Im Dorf fände man dich bereits extravagant.

Klär: Erstaunliche Freunde hast du! Mischen sich sogar in deine Ehe.

Hans: Das kommt daher, daß ich mich in alle ihre Angelegenheiten einmische. Lauter Folgen der Langeweile hier. Du mußt dem Mann zugute halten, daß er seit Jahren mit viel Mühe und erfolgreich für das Ansehn des Hauses Boulanger kämpft. Ohne ihn wäre es längst ein beliebtes Sonntagsvergnügen der Witzbolde geworden, mir die Reben durchzuschneiden und die Hunde durch meine Spargelfelder zu jagen.

Klär: Es kümmert mich auch nicht, ob seine Gemeinde mich extravagant findet oder nicht. Wenn du öfter mit mir durchbrenntest, so brauchtest du keine andere Dame zu bemühen — was immer Unheil anrichten kann. Vor allem brenne ich auch gern durch.

Hans: Als ob ich jedes Jahr durchbrennte, wie andre ihre Kur in Vichy oder Baden-Baden machen. Seit wir verheiratet sind, habe ich ein einziges Mal den Kopf verloren —

Klär: Abgemacht. Ich bin auch für alle andern Abarten des Liebesspiels, die ihre Reize haben, ohne daß man dabei gleich den Kopf zu verlieren brauchte.

Hans: Wenn das deine Kinder hörten!

Klär: So würden sie nur undeutlich erkennen, wovon die Rede ist. Aber ich verspreche dir, daß unsere Kinder mich niemals mit ihrer Gouvernante verwechseln werden.

Hans: Jetzt sehe ich erst, wie ich dich verdorben habe. Die Ehe ist doch etwas anderes –

Klär: Was ist sie?

Hans: Mehr und weniger als ein Abenteuer der Sinne.

Klär: Du schrickst vor keiner Heuchelei zurück. Jetzt sprichst du wie ein Missionsprediger. Wenn du vor Entzückung den Kopf verlierst, so ist das ein Abenteuer der Sinne. Wenn ich dich recht verstehe, etwas Minderwertiges. Langweilst du dich, so ist es eine Ehe und erhaben. Nun brauche ich mir aber nicht erst die Haare schwarz färben zu lassen, um auch Sinne zu haben –

Hans: Ferner?

Klär: Ferner habe ich mich seit der Katechismusstunde nicht mehr gefragt, was die Ehe sei, und will es auch gar nicht wissen. – Ich habe sie erlebt, das genügt mir.

Hans (hat sich auf das Sofa ausgestreckt, nach einem kurzen Schweigen): Als ich Frau Cavrel auf ihren Wunsch in ihr Haus zurückbrachte, sagte mir ihr Mann: „Ich weiß, daß man eine Frau wie Louise nicht verführt. Sie brauchen also keine Vorwürfe zu erwarten. Indem wir – französisch läßt sich so etwas angenehm sagen – indem wir gegenseitig unsre Gefühle schonen, ehren wir uns selbst. Da wir einander fortan nicht mehr kennen, brauchen wir uns nicht der

peinlichen Prozedur zu unterziehn, für bestimmte Fälle bestimmte Verhaltungsmaßregeln zu verabreden. Wir kehren einfach in unser altes Leben zurück, und keiner von uns hat den Wunsch, den andern wieder herauszulocken. Madame Cavrel läßt sich entschuldigen. Sie leidet an Migräne."

Klär: Ein bedeutender Redner. Was willst du damit sagen?

Hans: Ich? Nichts ... Es sei denn, daß die Franzosen besser, präziser zu leben verstehn als wir.

Klär: Denk, wenn ich dich mit einer ähnlichen Rede empfangen hätte!

Hans: Ich hatte eine vorbereitet. Natürlich war sie meiner Lage angepaßt.

Klär: Und warst enttäuscht, als das Wiedersehn eine Wendung nahm, die sich nicht mit der französischen Satzkonstruktion vertrug?

Hans: Im ersten Augenblick, glaube ich, war ich wirklich aus dem Konzept gebracht.

Klär: Jetzt aber scheint dir der Augenblick gekommen, zu deinem Konzept zurückzukehren?

Hans: Es ist unmöglich, ernsthaft mit dir zu sprechen.

Klär: Ich spreche die ganze Zeit ernsthaft. Höre du. Hast du schon einmal daran gedacht, daß ich mich einem andern Mann geben könnte?

Hans: Es gibt nichts Schmerzhaftes im Bereich meines Lebens, woran ich noch nicht gedacht hätte.

Klär: Ich meine, nicht nur so an die Möglichkeit gedacht, sondern — gesehn.

Hans: Ja.

Klär: Dann mußt du die Hölle kennen, in die du mich

nie, nie wieder stürzen darfst. Ich bin glücklich, daß ich das Schlimmste erfahren habe, ohne für dich verunstaltet zu sein. Nicht wahr? Du hättest mich nicht mehr geliebt, wenn ich dir untreu geworden wäre. Ich weiß, daß du selbst gegen deinen Egoismus nichts vermöchtest. Und ich, ich wäre dir untreu geworden, wenn ich einen andern geliebt hätte. Nicht stückweise, nicht auf Urlaub, nein, ganz, mit mir und meinen Kindern. (Hans richtet sich auf.) Sei froh, daß du mich die Liebe, die ganze Liebe gelehrt hast, du allein. Forsche nicht, was die Ehe ist, oder wie sie sein soll. Sieh mich an. Hier hast du eine Geliebte, reif und nicht verdorben, erfahren, aber nicht im geringsten resigniert, bestrafe sie nicht, weil du sie geheiratet hast, dafür werden ihre Kinder nicht auf der Straße mit Steinen geworfen, verwöhne sie ein bißchen, und wenn sie dich ein Leben lang geliebt hat, so wird das dann eine Ehe gewesen sein.

Hans: Ja.

Klär: Und da du gern Frauen im Herrensattel siehst, so reiten wir morgen durch die Felder, bis an die Berge. Wir essen auf der Terrasse des Hotels zu Abend und sehn die Nacht am Schwarzwald herabsteigen.

Hans: Ja.

Klär: Wenn wir Lust haben, können wir auch dort übernachten. (Hans nickt.) Im Herbst fahren wir nach Paris. Einkaufen. (Hans nickt.) Und wenn mir dabei ich weiß nicht was geschieht — ich halte den Tanz durch. Den Tanz der Bajadere vor Hans im Schnakenloch.

Hans: Ausgezeichnet. — Genau das Gegenteil von dem, was ich dir mitteilen wollte!

Klär (da Hans ihr unter die Augen sieht): Nein. Geheult

wird nicht mehr. Und was das Kindergeschrei angeht, so schläft das Kind bereits mit der Amme im alten Flügel. Ich habe Großvaters Zimmer herrichten lassen. Es ist schöner, als das hier war, und der jüngste Boulanger kann sich im Krakehlen üben, ohne dabei die zu stören, die es in dieser ihrem Volk eigentümlichen Kunst bereits zur Vollendung gebracht haben.

Hans: Soll ich nun weinen oder lachen?

Klär: Wozu du dich auch entschließt – ich lache.

Hans: Man merkt dir das Reiten im Herrensattel an. Ich möchte aber doch lieber weinen. Ich möchte mich viel lieber trösten, als lieben lassen. – Wir haben vielleicht unsre Rollen vertauscht. Gelt? Das ist auch eine Neuigkeit.

Klär: Die Neuigkeit mache ich nicht mit.

Hans: Du willst mir nicht helfen?

Klär: Doch, auf jede Weise, nur nicht so, daß ich mich, und auch noch durch dich, vor Bilder, Erinnerungen und Vorstellungen schleppen lasse, damit sie mich noch einmal martern.

Hans: Ich schwöre dir, du hast nicht den geringsten Grund zur Eifersucht.

Klär: Ich glaube es zu wissen. Aber bedenke, bitte, du hast es mit einer Rekonvaleszentin zu tun. Als ich dir früher einmal vorhielt, du solltest doch den Mut haben, mir in jedem Fall die Wahrheit zu sagen, antwortetest du, ich verwechselte Mut mit Grausamkeit. Bitte, verwechsle auch du sie nicht. Was ich wissen mußte, weiß ich; ich habe es durchgemacht und will unter gar keinen Umständen weiter Fetzen davon mit mir herumschleppen. Ich will auch nicht,

daß du dich damit schmückst, ob das Band nun rosa oder lila sei — die Farbe der feinen Trauer.

Hans: Du läßt mich für alte Sünden büßen. — Ich werde die Frau nicht los! Auf einmal ist sie wieder da. Ich kämpfe fast körperlich mit ihr. Sie verfolgt mich aus der dunkeln Ecke ihres Boudoirs heraus, wo sie den halben Tag sitzt und ihre Gedanken auf mich richtet — alle ihre heftigen, zähen Gedanken. Ich bin eine Festung, die der Feind unter immerwährenden Sturm gesetzt hat, wie unter eine Brandung Waffen. Ich wehre mich und wehre mich, sie bleibt da. Sie weicht nicht. O, ich sehe sie sitzen, den halben Tag, und ihre grünen Augen herhalten. — Mit Frauen, die grüne Augen haben, sollte man sich nie einlassen. Man wird sie nicht mehr los.

Klär: Du kannst weitersprechen, Hans.

Hans: Was will sie von mir? Ich frage dich, was kann sie von mir wollen? Ich habe ihr nie Versprechungen gemacht, aber während wir reisten, gewöhnten wir uns in so furchtbarer Weise aneinander, daß wir uns schließlich lieber mißhandelten, als uns zu trennen. Ich habe ausgehalten bis zum letzten. Ich habe mich schinden lassen, in jeder denkbaren Weise, ich habe sie nach Hause gebracht, vor ihren Mann, der wie ein Offizier der Heilsarmee mit mir sprach, nachdem er sie mit der Freude eines ausgehungerten Bären umarmt hatte, — auf diesem Gipfel der Demütigung mußte sie mich sehn. Ich habe brav still gehalten, damit sie den Anblick genießen konnte. Als ich wieder auf die Straße trat und den Kopf hob, war Sonntag in der ganzen Welt. Eine unbändige Heiterkeit sprang mir in die Glieder, ich lief zwei Straßen weit aus lauter Freude am Springen.

So oft ich schon in Paris war, der Gedanke, den Eiffelturm zu besteigen, war mir nie gekommen. Jetzt schwebte ich auf den Eiffelturm hinauf. Als einziger Besucher. So hoch es ging. Es war herrlich. (Legt sich aufs Sofa zurück.) Klär?

Klär: Ja.

Hans: Es war herrlich. Aber natürlich töricht, nicht daran zu denken, daß sie sich rächen werde. Erinnerst du dich eigentlich an ihre Augen? Klär?

Klär: Kaum.

Hans: Seltsam. (Erhebt sich.) Ich dachte, jeder, der sie einmal gesehn habe, könnte sie nicht wieder vergessen. (Beginnt im Zimmer auf und ab zu gehn.) Es freut mich, daß es dir nicht so gegangen ist. Wird also nicht so schlimm damit sein . . . Wie der Abend am Schwarzwald herabsteigt. Ja, das wollen wir uns morgen betrachten. Wenn du noch willst.

Klär: Ich will noch.

Hans: Dir, Klär, werde ich auch nie das unsagbar Gute vergelten können, das du an mir getan hast. Du bist von einer Geduld, die einen fast heiligt. Wenn ich dich nicht getroffen hätte, wüßte ich nicht, was Liebe ist. Ich bin ein Stück Menschenkrampf . . und fliege darauf, wenn ich die Krankheit bei andern entdecke. Du aber liebst aus dem Ganzen, du liebst majestätisch. Ich fühl's, die Zeit kommt, wo ich's von dir gelernt haben werde.

Klär: Ich danke dir.

Hans: Hab nur noch ein wenig Geduld. Das wollte ich dir nämlich von der Ehe sagen. Ich wollte dir sagen, daß ich ein guter Gatte und Vater sein will.

Klär: Und das, meintest du, ginge nur, wenn man sich mit dem nötigen Ernst dahintersetzte.

Hans: Dumm, nicht? .. Ich habe mich aber fest entschlossen, die Scheuklappen anzulegen, mit denen allein man ins Himmelreich gelangt.

Klär: Warum Scheuklappen?

Hans: Ich nenne es nur so. Um eine gewisse philosophische Haltung bei dem Rückzug zu bewahren. Zuerst bringe ich das Gut auf den Stand zurück, in dem es bei Vaters Tod war. Ich mache nichts mehr ohne Balthasar. Wir sind Brüder und müssen zusammenhalten. Die Bilder hier — die zwei schönsten behalte ich, die andern gehn zur Auktion. Das Geld wird angelegt. In kleinen soliden Papierchen, wie die Mutter sie liebt. Von den Jungen bekommt jeder ein Sparkassenbuch.

Klär: Ein Sparkassenbuch! Denk' mal!

Hans: Doch, das gewöhnt sie früh ans Sparen. Und statt Balthasars kümmere ich mich um den Ältesten. Er muß deutsch werden, ganz deutsch, nur deutsch .. Er wird mein bester Kamerad — gib acht. Das ist doch noch etwas. Kinder — was ich an meinem Kinde tue, das ist warmes, saftiges Leben, wächst und wirkt selber Leben, wer weiß wie weit. So ein Haus ist, richtig gesehn, mehr Welt, als ich auf allen meinen blöden Fahrten zusammengekratzt habe. Auch alt werden ist schön, nicht nur bei andern. Und der gleichbleibende Wechsel der Jahreszeiten, am selben Ort, bereichert einen immer mehr, man wächst und schmilzt in die Ewigkeit hinein.

Klär: Hans, komm her. (Sie küßt ihn heftig.) Verzeih die Unterbrechung. (Sie küßt ihn noch einmal.) Du mußt

mir aber schwören, daß dein Programm nicht ein Kniff ist, um deine Langeweile, die du bisher wie ein Janitschar bekämpft hast, nunmehr in einen Gottesdienst zu verwandeln. Wir behalten nur unsern Leichtsinn für uns, ja?

Hans: Ich denke, es geht. Nur .. ich hatte gedacht .. weißt du, die Angriffe, denen ich ausgesetzt bin, die sind bestimmt — bis zu einem gewissen Grad — bürgerlicher Art. Ich hatte gedacht, wenn ich ihnen eine bürgerliche Ordnung entgegensetze — man muß den Feind mit seinen eigenen Waffen schlagen.

Klär: Ich beginne zu fürchten, daß du das nächste Mal in ein Kloster durchbrennst.

Hans: Ja, ja! „Die wir haben, die halten wir fest," sagt Schmitt. Die Tonsur ist noch keinem zugewachsen. Wir sind die besseren Rebellen, weil wir die besseren Herren haben. Ihr seid ein mehr oder minder fröhlicher Haufen Christenmenschen. Wir haben noch immer die alte römische Disziplin in der Seele — nicht nur die Geweihten, alle, die durch den Beichtstuhl und die Mysterien gegangen sind. Aber du mußt zugeben, daß zum Beispiel der Abbé ein braver, ein ausgezeichneter Mensch ist. (Man hört Rufe: „He! He!")

Klär: Er hätte sich mir gegenüber nicht taktvoller benehmen können.

Hans: Der Dimpfel .. (Am Fenster.) Was ist, Dimpfel? (Dimpfels Stimme): „Es gibt Krieg."

Hans (leichten Tons): Ei, dann komm herauf — und bring eins zu trinken mit. — Klär, ich hab dich sehr, sehr lieb, und um so lieber, je fröhlicher du bist. Ich bitte dich, bleib, wie du bist, wenn ich mich auch noch so anstrenge, es dir zu verleiden.

Klär (kreuzt die Arme auf der Brust): Die Bajadere grüßt den gestrengen Herrn und empfiehlt sich seinem Dienst.

Hans: Sela. Dein Herr hofft, mit deiner Hilfe glücklich in der Mitte zwischen der Wasserheilanstalt und dem Kloster hindurchzukommen.

Klär: Ich werde tanzen, daß Sonne und Mond still stehn und die Sterne sich zur Erde neigen. — Und es auch als Gattin und Mutter nicht am nötigen Ernst fehlen lassen. Sela.

## Vierter Auftritt

Hans. Klär. Dimpfel.

Oberlehrer Dimpfel: Madam! Salü! Ihr macht Theater? Ich sag es gibt Krieg.

Klär: Euere Kriegsgespräche kenne ich. Auf Wiedersehn.

(Ab)

## Fünfter Auftritt

Hans. Dimpfel (mit Weinkrug und zwei Gläsern, die er auf den Tisch stellt.)

Hans: Warum denn, Dimpfel?

Dimpfel: Du lachst. Gerade wird's im Dorf ausgetrommelt. (Gekränkt.) Die Leute wollen nie glauben, daß es Krieg gibt.

Hans: Was wird ausgetrommelt?

Dimpfel: Kriegszustand. Ich hab nur immer gehört: — „wird mit dem Tode bestraft" — „wird mit dem Tode bestraft" — Die Bauern sind ganz vertattert. Wie ich den Pfeifeschang ansprechen wollte, hob er die Hände zum

Himmel und rief: „Nix, nix, wir dürfen uns nicht zusammenrotten.“ Strenge Zeiten.

Hans: Kriegszustand ist noch nicht Krieg. Dummheiten. Wegen der Serben.

Dimpfel: Ja, weswegen –. Habe ich heute morgen auch gefragt, als ein Junge, der Sohn eines Majors, den Finger hob und sagte: „Herr Doktor, morgen geht der Spektakel los.“ Warum? habe ich gefragt. „Damit es endlich einmal Ruhe gibt“, hat er gesagt. Jetzt weißt du's. Liest du denn keine Zeitungen?

Hans: In den Zeitungen hat es schon oft Krieg gegeben in den letzten Jahren. Außerdem lese ich im Sommer fast nie eine Zeitung.

Dimpfel: Ei, die Leute tun auch nichts anders, als drauf zu warten, daß es endlich losgeht.

Hans: Wer wartet drauf? Wir nicht.

Dimpfel: Das glaub' ich. Wenn es los geht, dann erst einmal auf unserm Buckel. Es ist gar nicht auszudenken, was unser armer Buckel schon ausgehalten hat. Er liegt halt schlecht. Wenn wenigstens die Franzosen nicht mitmachten. Scheint, sie hätten nicht gebraucht, wenn sie nicht gewollt hätten.

Hans: „Revanche! Revanche!“ Sie kriegen sie ausgeprügelt, daß sie weiß Gott wie lange brauchen, um wieder ordentlich gehn zu lernen. – Dummheiten. Es gibt keinen Krieg.

Dimpfel: Bis vor ein paar Jahren hatten sie noch alle Angst vor dem Krieg, weil die neuen Mordmaschinen noch nicht recht ausprobiert waren. Seitdem die Balkanvölker es ihnen aber so in der Nähe vorgemacht haben, können sie

sich kaum halten vor Ungeduld, loszubollern. Wenn es schon einmal kommen muß, dann möglichst schnell, damit wir die Sache hinter uns haben. Ich denke, sie versohlen einander so, daß sie nachher alle miteinander froh sind, wenn sie etwas übrig behalten, um in Frieden darauf zu sitzen.

Hans: Müßtest du mit?

Dimpfel: Gott sei Dank, nein. Meine Leber bewahrt mich davor, überschnappen zu müssen, um nicht selbst von Übergeschnappten umgebracht zu werden. Du?

Hans: Nein.

Dimpfel: Was fehlt dir denn?

Hans: Eigentlich nichts. Bei der Musterung hatte ich ein schwaches Herz.

Dimpfel: Ein Studentenherz. Freu dich.

Hans: Ich würde mich gar nicht freuen.

Dimpfel: Daß du ein Raufbold bist, weiß ich. Aber — überleg' es dir einmal.

Hans: Wenn die Franzosen wirklich Krieg machen, so haben sie nichts anders verdient, als daß die deutsche Dampfwalze über sie geht. Ich würde mir die Liebe zu ihnen aus dem Leibe reißen, und wenn ich dabei verbluten sollte. Es müßte ein Ende haben. Diese Zebra-Nation, — deren eine Hälfte als gute Weltbürger an der Spitze der Menschheit marschieren will, indes die andere noch immer bei Napoleon dem Ersten hält.

Dimpfel: Paß auf, sie geben eine großartige Abschiedsvorstellung.

Hans: Wer?

Dimpfel: Die Welschen — der Welt. Wenn sie friedlich sind, schwätzen sie sich jeden Tag ein bißchen höher in

den Himmel. Aber wenn sie wild werden, fahren sie wortlos zur Hölle und nehmen unterwegs mit, was sie erwischen können. Die legen sich nicht so einfach unter die Dampfwalze.

Hans: Wer imstand sein will, Krieg zu führen, muß sich darauf vorbereiten. Deutschland ist eine einzige Kriegsmaschine. – Frankreich hat im besten Fall eine Million guter Soldaten, die mit vier Zielscheiben am Leib, zwei roten Hosenbeinen, einem blauen Rock und einem blauen Käppi gegen ein Riesenfeld anlaufen, das wie eine Erdwelle hinter einem Sturm von Feuer und Eisen wandert. Wenn die Franzosen jetzt Krieg führen, obwohl sie nicht bereit sind, so – so –

Dimpfel: Ich als Altphilologe weiß, wie es zugeht. Ich sage dir, es wird großartig. Alle berühmten Endkämpfe, vom Kampf in den Thermopylen bis zu Waterloo, werden in der Geschichte zu harmlosen Schlägereien herabsinken.

Hans: Dimpfel, – auch das wäre ja nur ein Feuerwerk.

Dimpfel: Aber eins, das auf immer in der Nacht der Weltgeschichte hängen bliebe.

Hans: Über einem riesenhaften Massengrab.

Dimpfel: Ha, ich denke, soviel wie von Griechenland wird von Frankreich immer noch übrig bleiben.

Hans: Du sprichst von morgen, als ob es schon zweitausend Jahre her wäre.

Dimpfel: Die Alten waren zu ihrer Zeit gerade so lebendig wie heute wir. Zeus steigt halt scheint's noch immer von Zeit zu Zeit in seine Weinberge und erntet – und aus den Pressen fließt Blut. Der Anblick wirkt

immer wieder hinreißend. Aber weder die Menge noch die Kostbarkeit des Stoffes können mich verleiten, an der allgemeinen Orgie teilzunehmen. Ich bleib still und denke mir mein Sach. G'sundheit.

## Sechster Auftritt

Dieselben. Abbé Schmitt.

Schmitt (auf Hans zu): Hans, was machen wir? Es gibt Krieg.

Hans (ihn anschreiend): Wieso gibt es Krieg? Kriegszustand ist noch nicht Krieg.

Schmitt: Doch. Starkfuß sagt –

Hans: Was du machen sollst? Wozu du da bist. Beten! Beten, daß es vorübergeht ... Es ist ja – nicht – wahr, daß es Krieg gibt.

Schmitt: Ich kann nicht beten.

Hans: Wo ist Starkfuß?

Schmitt: Mit Balthasar bei deiner Frau.

Hans: Was haben sie bei meiner Frau zu suchen?

Schmitt (zuckt die Achseln).

Dimpfel: Sie werden ihr erzählen, was los ist.

Hans (reißt die Tür auf): Klär! Klär! – Was sagt Starkfuß?

Schmitt: Daß heute nacht mobilisiert wird.

Hans: Diese Nacht? (Schmitt nickt.) Starkfuß ist natürlich begeistert?

Schmitt: Wie ein Raubtier im Käfig kurz vor der Fütterung.

Hans: Er hat recht.

Schmitt: Ja, das hat er.

Dimpfel (mit vorgestrecktem Finger): Ihr geht noch alle mit. Ihr wißt nur noch nicht, mit wem.

## Siebenter Auftritt

Dieselben. Starkfuß.

Leutnant Starkfuß: Heil! (Legt den Säbel auf den Tisch.) Deine Frau kommt gleich, soll ich dir sagen. (Schenkt sich ein.)

Hans (nach einem Schweigen): Recht hast du, hab ich gesagt.

Starkfuß: Warum? Auf Krieg und Sieg!

(Da Hans das Glas zögernd nimmt)

Dimpfel (schnell): Komm her, Soldat, ich stoß mit dir an. Man darf ihn jetzt nicht reizen.

Hans: Du, ist es ganz sicher?

Starkfuß: Bomben- und granatensicher.

Hans: Heute nacht?

Starkfuß: Heute nacht. (Schweigen.) Kinder, tut mir das nicht an. Ich fühle mich ganz beklommen. Der Pfaff stiert mich an, der Dimpfel ist so idiotisch wie immer, und du, Hans –

Hans: Was ist mit mir?

Starkfuß: Du machst ein Gesicht wie Allerseelen.

Schmitt: Es sind nur drei Monate bis dahin.

Starkfuß: Danke schön. Auch werde ich wahrscheinlich nicht unter denen sein, die die Gräber besuchen, noch über das dankbare Thema predigen. Wo ich liege, wird sogar kaum eins der hübschen Wachslichter brennen, die ihr euern Toten an dem Tag anzündet. Was weiter? Wollt ihr, daß Deutschland in Stücke gerissen wird und

wie Teile eines geschlachteten Ochsen in französischen, russischen und wer weiß in welchen Schaufenstern hängt?

Hans: Blödsinn. Deutschland wird nicht in Stücke gerissen. Ein Volk wie das deutsche kann nicht vernichtet werden.

Starkfuß: Dafür laß uns sorgen. Immerhin haben die, die über uns herfallen, den brennenden Wunsch, es zu versuchen.

Hans: Du hast recht. – Was sagt meine Frau?

Starkfuß: Deine Frau ist eine Deutsche. Und dein Junge spielt bereits Deutsche und Franzosen.

Hans: Er hält es natürlich mit den Stärkeren. – Aber wer hat den Mut, die Franzosen zu spielen?

Starkfuß: Die Jungens brauchen keine. Es wird angenommen, daß die Franzosen immer davonlaufen.

Dimpfel: In seinem Innersten hofft das natürlich jeder von euch. Die Kriege wären unmöglich, wenn nicht der Selbsterhaltungstrieb den Menschen noch in der Todbereitschaft glauben ließe, daß er, er vielleicht allein am Leben bleibt.

Hans: Seine Vettern jenseits der Grenze spielen jetzt wohl dasselbe Spiel, und morgen schlagen ihre erwachsenen Brüder einander im Ernste tot ...

Starkfuß: Um solche persönlichen Familienangelegenheiten kümmert sich die Weltgeschichte nicht. Was heute ein rechter Deutscher ist, den reißt es mit einem Ruck hoch. Der fragt nicht lange, wieso und warum. Ihm genügt zu wissen: es gilt für uns, ein Stück weiter in der Welt zu kommen. Wir müssen unsern Weg machen, geht es nicht friedlich, dann mit Gewalt.

Hans: Uns hältst du also nicht für rechte Deutsche?

Starkfuß: Den Hopsa, ja. Alle jungen Bauern, die wir gedrillt haben, ja. Dich und die meisten andern sogenannten Familiensöhne nicht. Balthasar ist eine Ausnahme.

Hans: Sei ruhig. Die meisten werden es jetzt, wenn auch nur aus Verzweiflung. In den nächsten Tagen siehst du manchen, der so Schulter an Schulter mit euch zu sterben scheint und in Wirklichkeit Selbstmord begeht.

Starkfuß: Wir werden sie nicht lange fragen.

Hans: Es sind nicht die schlechtesten.

Starkfuß: Krieg ist Krieg.

Hans: Damit wird jetzt alles niedergeschrien, was bisher der Menschheit am wertesten war. Aller Glaube, das Werk von Millionen Leben, alle Liebe, alles persönliche Schicksal. Sieh zum Fenster hinaus. Die schönen Felder, die Gärten, die Häuser, von denen jedes einem harmlosen Bauern gehört, der euch nur immer das Brot aus der Erde geholt hat — was wird übermorgen, in einer Woche, davon übrig sein? Ich habe so oft davor gebangt, soviel davon geträumt, von Kindsbeinen an, soviel Schreckliches vom letzten Krieg erzählen hören, daß mir gerade so ist, als ob ich ihn schon erlebt hätte.

Starkfuß: Kerle, gewöhnt euch möglichst schnell an den Gedanken: Es ist Krieg. Denn: Krieg ist Krieg.

Hans: Du weißt gar nicht, wie sehr du bereits verroht bist, und es hat noch nicht einmal angefangen.

Dimpfel: Guter Jagdhund. Er wittert das Wild und zittert.

Starkfuß: Jawohl, Schulmeister. Die Leidenschaften

sind losgekoppelt. Die Meute fliegt. Weh dem, der nicht mitrennt ... (zu Hans) Wenn du auch kein rechter Deutscher bist, so bleibst du doch mein Freund. Komm her, Hans, stoß an, auf unsre Freundschaft. Schade, daß unser Herz jetzt nicht zusammenschlägt.

Hans: Ja. Ich beneide dich, wenn du wüßtest, wie. Bis zum Verlangen, ganz und gar zu euch zu gehören, einer von euch, von eurem Fleisch und Blut zu sein, in dieser grausigen Stunde.

Starkfuß: Sieh mich an, bin ich ein reißendes Tier?

Hans: Nein, aber du sehnst dich danach, eins zu werden.

Starkfuß: Der deutsche Soldat ist kein Kannibale.

Hans: Der deutsche Soldat muß kämpfen, und er will siegen. Soviel ich weiß, schießt ihr nicht mit Platzpatronen und tragt keine Gummisäbel. Wenn die Engel selber herabstiegen, um Krieg zu führen, so würden vor ihnen her die Städte und Dörfer brennen und hinter ihnen Unschuldige in den Trümmern verkohlen. Haufen zerrissener Leiber sänken in die Erde, und die Verstümmelten würden in den Hospitälern zu den weißen Wänden schreien. Die an der Spitze aber hören nicht. Sie siegen ...

Starkfuß (strahlend): Sie siegen!

Dimpfel: Ihr geht noch alle mit.

Hans: Ich nicht. Ich weiche nicht von der Stelle, und wenn sie das Haus bis auf die Grundmauern über mir zusammenschießen.

Schmitt: Ich bleibe in meiner Kirche.

Starkfuß: Die Weiber werden dich auch nötig haben. Du wirst sie damit trösten müssen, du Römerknecht, daß

ihre Männer und Söhne für meinen Gott, für mein Vaterland sterben.

Schmitt: Ich werde sie trösten, und sicher gehört dazu für mich mehr Tapferkeit und jedenfalls mehr Großmut, als du für deine Arbeit brauchst. Liebe ist schwerer, als Haß. Ich ritte viel lieber in die Kugeln.

Starkfuß: Mit den Franzosen?

Schmitt: Wie es meine Pflicht wäre: mit deutschen Katholiken oder selbst als einziger katholischer Gedanke in einem Haufen Andersgläubiger. Du siehst die Dinge zu militärisch. Mein Gott ist kein Feldwebel im Bekleidungsamt.

Starkfuß: Was ist aus den Kämpfen geworden, die über uns in den Lüften ausgefochten werden, hier, an der Glaubensscheide?

Schmitt: Ich wiederhole: es ist leichter, gut zu schießen, als gut zu denken. Das Schießen ist an der Reihe. Sprechen wir weiter, wenn die Tage des Denkens wiederkommen.

Starkfuß: Auch die Gedanken werden mit dem Säbel ausgefochten.

Schmitt: Manchmal. Aber sie lassen sich nie totschlagen. Dagegen hat der Weltgedanke der Erschlagenen schon oft die Sieger besiegt.

Dimpfel: Ob ihr mir glaubt, oder nicht. Ihr seid alle drei Raufbolde. Und der Soldat triumphiert, weil er sich am ungeniertesten betätigen kann.

Starkfuß: Hurra. Der Dimpfel soll leben.

Hans: Und weil er der Stärkere ist. Wie hieß es: „wird mit dem Tode bestraft" ... „wird mit dem Tode

bestraft ...“ Er gehört zu denen, die bestrafen, wir bestenfalls zu denen, die bestraft werden.

Starkfuß (erhebt sich): Hans, wenn ich dir sage: von jetzt an bis zum Ende dieses Krieges, der wahrscheinlich das furchtbarste Wagnis ist, das je ein Volk auf sich genommen hat, kennen wir einander nicht mehr, so kündige ich dir nicht die Freundschaft, sondern spreche nur aus, was du sicher auch schon gefühlt hast. Wir stehn einander im Weg. Der Gang heute zu dir fiel mir so schwer, wie noch keiner. Trotzdem mußte ich her, um — ja, du wirst lachen, ich dachte, ich könnte dir irgendwie über die erste Stunde weghelfen. Du hast gesehn, es ging nicht. Und ich halte es auch nicht länger aus. Leb wohl, Dimpfel, leb wohl, dunkler Kamerad. Paß auf deine Kirche auf, und gib acht, daß kein Franzose hinaufsteigt, um zum Fort hinüberzublinzeln, denn sonst hast du sie gesehn. — Geht ihr beide mal hinaus, ich habe dem Mann noch etwas zu sagen.

Dimpfel: Dann bleiben wir auch gleich draußen, gelt? Viel Glück, Soldat. Ich denke, Weihnachten trinken wir hier unsern Glühwein zusammen. Da wirst du etwas zu erzählen haben.

Starkfuß: Ist recht, Dimpfel.

Schmitt: Du, ich bete für dich, als ob du mein leiblicher Bruder wärst — und nur, daß du am Leben bleibst, weiter nichts. Wenn ich dich verlöre, würde ich um vieles ärmer.

Starkfuß: Gottesmann, das schreib’ ich meiner Mutter. Daß sogar ein katholischer Pfarrer für ihren Sohn betet. Sie wird es nicht für möglich halten. Ich glaube, sie hat

noch keinen aus der Nähe gesehn. Bei uns muß man drei Stunden mit der Eisenbahn fahren, um auf einen Katholiken zu stoßen.

Dimpfel: Salü!

Starkfuß: Salü, Dimpfel.

Schmitt: Eine gesegnete Medaille würdest du von mir nicht annehmen?

Starkfuß: Nein, aber dein Gebet.

Schmitt: Du hast recht. Komm wieder.

## Achter Auftritt

Starkfuß. Hans.

Starkfuß: Jetzt kommt das Schwerste.

Hans: Mach's schnell. Leb wohl.

Starkfuß: Nicht nur der Abschied ... Ihr habt noch keine Zeitung bekommen?

Hans: Nein.

Starkfuß: Da steht nämlich drin — in Paris haben sie für und gegen den Krieg manifestiert, du weißt ja, wie sie's da machen, mit Umzügen in den Straßen. Dabei ist ein Zug, den Cavrel führte, Arbeiter, gegen den Krieg, auf einen Haufen Pöbel gestoßen — verzeih, so steht in der Zeitung —, sie kamen in eine Schlägerei, Cavrel fiel, es wurde auf ihm weiter gerauft, seine Freunde wurden geworfen, und als der ganze nachstürmende Haufen endlich über Cavrel hinweggerannt war, erkannte man ihn erst nicht, so hatten sie ihn zerstampft. Sie schafften ihn nach Hause. Aber er kam tot an. Wie bei den Dominosteinen ...

## Neunter Auftritt

### Dieselben. Klär.

Klär: Hans, ich konnte nicht früher kommen. Ich mußte die Mutter auf das Schreckliche vorbereiten. Sie ist wie gelähmt. (Da Hans aufspringt.) Bleib nur, Balthasar und der Abbé sind bei ihr. Du würdest sie eher aufregen.

Hans: Sie muß fort. Sie kann nicht hierbleiben, mitten auf dem Schlachtfeld. Du mußt mit ihr und den Kindern in die Schweiz.

Starkfuß: Wie bei den Dominosteinen. Wenn du den ersten umstößt, reißt er alle andern mit. Jetzt gibt es in Frankreich wahrscheinlich keinen Freund des Friedens und keinen Freund Deutschlands mehr. Sie werden mit dem tiefsten Haß und der letzten Verzweiflung kämpfen. Sie sind eine tapfere und freie Nation. Ich ginge lieber gegen die Russen.. Aber wir haben nicht die Wahl. Sag bitte — später — deiner Mutter, ich hätte sie herzlich grüßen lassen, als ich ihr Haus verließ. Leben Sie wohl, Klär. Hüten Sie ihn. (Schnell ab.)

Hans: Starkfuß!

Starkfuß: Ja?

Hans: Weiter stand nichts in der Zeitung?

Starkfuß: Nein.

Hans: Danke dir. (Starkfuß ab.)

## Zehnter Auftritt

### Klär. Hans.

Hans: Klär, wenn du gut sein willst, so läßt du mich jetzt ein klein wenig allein.

## Elfter Auftritt

Dieselben. Balthasar.

Balthasar: Du mußt zur Mutter. Sie will unbedingt, daß du zu ihr kommst. Ich bitte dich, rede ihr zu, daß sie in die Schweiz geht. Am besten wäre, du brächtest sie mit Klär und den Kindern hin und bliebst bei ihnen.

Hans: Ich?

Balthasar: Ihr müßt noch heute nacht fahren. Morgen ist die Grenze gesperrt.

Hans: Ich, meinst du?

Balthasar: Ja, schon weil Klär sonst auch bleiben will.

Hans: Klär kann nicht bleiben.

Klär: Doch, Hans, ich bleibe.

Hans: Du mußt die Kinder bringen.

Balthasar: Dann kommt sie nicht so schnell über die Grenze zurück. Ich kann nichts für euch tun, ich muß sofort einrücken.

Hans: Sieh mich an: bist du einig mit dir?

Balthasar: Vollkommen. Für mich ist es wie eine Befreiung. Ich möchte am liebsten mit gehobenen Händen laufen und Hurra rufen ..

Hans: Befreiung .. Nicht auch etwas wie – eine Rache?

Balthasar: Vielleicht auch das.

## Zwölfter Auftritt

Dieselben. Mutter.

Mutter: Schangel, was sagst du dazu, sie wollen mich nicht zu dir lassen!

Hans: Du bist ja da, Mutter. So. (Er setzt sie neben sich und nimmt sie in den Arm.)

Mutter: Weißt du, Schangele, man tut am besten, wenn man's nicht glaubt. Setzt euch zu mir, daß ich meine Kinder um mich habe. (Zu Hans.) Muß der Balthasar wirklich und wahrhaftig mit? Kann man nichts dagegen machen?

Balthasar: Nichts, Mutter.

Mutter: In Gottes Namen.

Hans: Du mußt vernünftig sein. Du kannst nicht hier bleiben. Du mußt mit Klär und den Kindern in die Schweiz.

Mutter: Du brauchst dir keine Mühe zu geben. Ich gehe nicht von hier fort. Ich tu' doch sonst, was du willst. Drum sage ich dir gleich: ich bleibe zu Hause.

Klär: Ich auch.

Mutter: Da hast du recht, Klär.

Hans: Es wird doch vielleicht alles hier zusammengeschossen.

Mutter: Dann gehn wir in den Keller. Gelt, Klär? Der Balthasar wäre froh, wenn er hier bleiben könnte. Gelt, mein Junge? Was werden unsre Pariser jetzt machen? Ob die Jungens mit müssen? So sagt doch etwas!

Hans: Dann bleiben wir halt alle hier.

Balthasar: Sie müssen beide mit.

Mutter: Das arme Frankreich! Wegen der schmutzigen Russen, sagt der Abbé. Du lieber Gott im Himmel, mach mit den Russen, was du willst, aber erlaube nicht, daß es Frankreich schlecht ergeht.. Sei mir nicht bös, Klär. Ich

bin eine alte Frau, die kann nicht mehr umlernen – ich habe Frankreich lieb. Schon der Name ist so süß.. Gelt, Klär, du möchtest auch nicht –

Klär: Was, Mutter?

Mutter (zu Hans): Glaubst du, ich darf sie fragen?

Klär: Frag, Mutter.

Mutter: Es muß doch nicht sein, daß Frankreich ganz und gar zugrunde geht?

Klär: Wenn ich Frankreich so Schlimmes wünschen könnte, hätte ich dich nicht lieb.

Mutter: Ich habe doch gute Kinder.. Ich meine immer, ich höre schon Kanonen.

Balthasar: Das kommt von den letzten Manövern.

Mutter: Oder von Siebzig. Da saßen wir auch so da, der Vater und ich und der Großvater und die Großmutter und warteten .. – Ja, und dann ist es auch richtig gekommen ...

Schweigen

Vorhang

# Max Brod / Vor Kaiser Rudolf II. (Aus dem Roman „Tycho Brahes Weg zu Gott.")

(In „Schloß Nornepygge" hat Max Brod die Verirrungen und die Höllenfahrt eines nur in seiner Logik und Vernunft lebenden Menschen geschildert. Kann auch der Kluge, der bewußte Mensch erlöst werden? — Dies ist ja das Leitmotiv nahezu aller Dichtungen Brods. Zum erstenmal bejaht, im Widerspruch mit einer großen heutigen Mode-Richtung des Irrationalen, und mit Inbrunst bejaht wird jedoch diese Frage erst in dem neuen Roman „Tycho Brahes Weg zu Gott", der, in freiem Anschluß an die Historie, den Leidensweg des berühmten Astronomen schildert. Der geistige und sittliche Kampf zwischen dem genialen, allzu klugen, doch großgesinnten Irrlehrer und dem gleichsam bewußtlos das Richtige schaffenden Kepler ist das eigentliche Thema des Buches. Die folgende Szene bezeichnet den Umschwung, den entscheidenden Punkt der inneren Revolution im Helden. Die Szene ist Prag, vor dem Dreißigjährigen Krieg.)

Tychos Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblick höchsten Zornes von drei sonderbaren Gestalten ergriffen, die aus den inneren Empfangsräumen des Kaisers kamen. Es waren Juden, wie man an ihren schlichten langen Kleidern und den gelben breitkrempigen Hüten erkannte: der Rabbi Löw ben Bezalel nebst zwei Begleitern, dem soeben die unerhörte Auszeichnung widerfahren war, vor den Kaiser berufen zu werden. Tycho, der schon bei seinem ersten Aufenthalt in Prag unbefangen genug gewesen war, den gelehrten Rabbiner der Prager Gemeinde in seiner Wohnung aufzusuchen, besann sich auch hier keinen Augenblick, dem schnell dahinschreitenden Greis, der sich offenbar der plötzlichen Stille und der deutlichen Verachtung aller Anwesenden möglichst rasch zu entziehen suchte, freundlich entgegenzugehen, ihm die Hand

zu reichen und ihn zu allgemeinem Erstaunen in die Vorhalle zu begleiten, indem er sprach: „Ich hoffe, daß Ihr bei der Majestät des Kaisers Gnade gefunden habt und beglückwünsche Euch dazu."

Der Rabbi schaute um sich und atmete auf, da er die Höflinge nicht mehr sah. Die fleckige Röte seiner Wangen verriet, daß er eben eine bedeutungsvolle Stunde hinter sich hatte, und, wie es großen Männern ziemt, bemühte er sich auch gar nicht, seine Aufregung zu verbergen, so daß sein langer weißer Bart und die braunen Augen mit ihrer stillen Würde zu seiner hastigen Stimme gar nicht passen wollten. Er erzählte, daß ihn Fürst Bertier, der Vertraute des Kaisers, sehr freundlich empfangen und in einen Saal geführt habe, wo er ihn mit auffallend lauter Stimme nach gewissen kabbalistischen Methoden fragte. Die laute Stimme habe auch einen guten Grund gehabt, denn der Kaiser sei hinter einem Vorhang verborgen gewesen und habe die ganze Unterredung angehört. Zum Schlusse habe sich dann der Vorhang überraschend geteilt, der Kaiser sei hervorgetreten, habe von Angesicht zu Angesicht einige Fragen an ihn gerichtet und sich dann wieder hinter den Vorhang zurückgezogen.

„Und das war alles?" sagte Tycho und konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

Der Rabbi erwiderte das Lächeln mit einem traurigen Kopfnicken: „Ich verstehe Euch wohl, Herr de Brahe, wir brauchen darüber nicht viele Worte zu wechseln. Euch scheint es eine kleine Gunst. Ich aber danke dem Ewigen, gepriesen sei er, daß zum erstenmal seit Jahrhunderten ein Mächtiger der Erde sich herbeiläßt, unsere Lehre zu erforschen.

Möge hierdurch mein bedrücktes Volk erhöht werden, um aller Menschen willen, wie geschrieben steht: das Wort des Herrn wird wieder von Zion ausgehen und die Lehre von Jerusalem."

Tycho betrachtete erstaunt den Mann, dem das Volk den ehrenden Beinamen des „Bescheidenen", aber auch des „hohen Rabbi Löw" gegeben hatte. Er verstand nun diese Verbindung, und, da er in seiner aufgerüttelten Seele alles mit sich in Bezug zu setzen neigte, sah er plötzlich in diesem Juden ein edles Beispiel der Festigkeit und des Stolzes bei äußerer Erniedrigung. Mit welcher Natürlichkeit nahm der Rabbi für seine gering geschätzte Nation gar ein Lehramt vor der ganzen Menschheit in Anspruch! Dies nun fand Tycho freilich etwas übertrieben, doch er hätte gern mehr davon erfahren. Er bedauerte in diesem Augenblick wieder einmal, daß er so wenig von jüdischen Sitten und Denkwürdigkeiten wußte, obwohl er schon mehrmals mit Juden in Verkehr getreten war und sich stets für dieses seltsame Volk interessiert hatte. So nahm er die letzten Worte des Greises auf und fragte: „Bedrückt? Wer bedrückt denn Euer Volk so sehr?"

„Da mögt Ihr Euch freilich nicht leicht hineindenken können," erwiderte Rabbi Löwe. „Die Geschichte der Völker ritzt in ihre Tafeln unsere Prüfungen nicht besonders tief ein, so werden sie denn leicht ausgelöscht. Wir aber können nicht vergessen, was unsere alte Gemeinde Prag, die man eine „Mutter in Israel" nennt, erduldet hat. Wir lesen ja Jahr für Jahr am Versöhnungstag das Klagelied des gelehrten Abigdor Kara, eines Vorgängers in meinem Amte — seine Verdienste mögen uns beistehen

in dieser Welt und in der künftigen Welt! Und worüber klagt er? Darüber, daß der Pöbel in die Judenstadt eindrang, ‚mit Axt und Beil bewaffnet, als gelte es einen Wald zu fällen‘, wie es in dem Liede heißt. Und weiter heißt es: ‚Die Bewohner fanden sich mit Familie und Gesinde im Gotteshause ein, und an heiliger Stätte fielen sie durch Schwert und Flamme.‘ Es heißt auch noch: ‚Wir bejammern den Tod des frommen Rabbi, seines Bruders und einzigen Sohnes, kein Weiser, kein Gelehrter ersteht wie er, mit ihm ging Würde und Glanz zu Grabe! Um der sicheren Schändung zu entgehen, gab er, der geistige Lehrer, der Hochgeachtete seines Volkes, seiner Familie und sich mutvoll den Tod.“

Gierig hörte Tycho zu. Und nun erschien ihm wirklich das Volk der Juden heimatlos und flüchtig wie er, stets angefeindet wie er, in seiner Lehre mißverstanden wie er, und dennoch an ihr festhaltend, ausgeraubt und verwundet wie er, dieses Volk der Mißerfolge, förmlich als ein Symbol seines eigenen Lebenswandels. Es fiel ihm ein, daß er sich schon früher einmal mit Ahasverus, dem ewigen Juden, verglichen hatte. Heute aber mußte sich das Rätsel lösen, das fühlte er, von diesem Rabbi hatte er Auskunft über die Wurzel seines Schicksals zu erbitten, über den Grund all seiner verfehlten Unternehmungen, über alle Kränkungen, Beleidigungen, Gefahren innen und außen, die er seiner Lehre wegen erlitt, und heftig rief er aus: „Nun sagt mir aber, wie ist es möglich, soviel Leid zu erdulden? Wie ist es möglich, dies alles auszuhalten? Und all dies um ein Nichts, um ein paar Buchstaben?“

„Es ist gar nicht die Frage, wie wir es aushalten,“

sprach der Alte mit weicher Stimme, die sich während des Gespräches mehr und mehr besänftigt hatte, „wir haben eine Lehre: Gott ist nicht um des Gerechten willen da, um ihm zu dienen und ihn zu stützen, sondern der Gerechte ist da, um Gott zu dienen und um ihn zu stützen."

„Steht das wirklich in Euren Büchern?" rief Tycho, in seinen geheimsten Ahnungen angerührt.

„An vielen Stellen. So ist uns im Traktat Berachoth überliefert, daß der Hohepriester einmal in das Innerste des Innern eintrat, um Räucherwerk darzubringen, da sah er den Ewigen, gepriesen sei er, auf einem hohen Stuhle sitzend, geschmückt mit seinem Namen ‚Akatriel', das ist ‚Der in Unendlichkeit Gekrönte', und der Ewige sprach: Jischmael, mein Sohn, segne mich! Und als der Priester ihn zu Ende gesegnet hatte, da neigte Gott, der Herr der Heerscharen, das Haupt gegen ihn. Hieraus lernen wir zweierlei: daß der Herr den Tempel gewürdigt hat, sich in ihm niederzulassen, und daß er den gerechten Menschen sogar würdigt, ihm, dem Heiligen, die Wohltat eines Segens anzutun." Rabbi Löwe war eifrig geworden und dabei in jene seltsam singende Betonung der Sätze gekommen, mit welcher der Talmud vorgetragen wird. Er hatte, wie in Verzückung, die Augen halb geschlossen, und wiegte den Oberkörper in langsamen Rhythmen hin und her. Sein Antlitz drückte zugleich Inbrunst des Gefühls wie Scharfsinn der Unterscheidung aus, welch letztere aber keine leere Spitzfindigkeit, sondern freudige Sorgfalt war, der Erhabenheit des Gegenstandes angemessen. So war hier im Dienste Gottes aus dumpfer Innigkeit und Bewußtheit, aus ebendenselben beiden widerstrebenden Richtungen, die Tychos

Seele zerrissen, eine lebendige Einheit geworden, die sich unmittelbar auf Tycho übertrug und ihn als etwas Nahe-verwandtes schon durch den bloßen Tonfall der Worte überzeugte. „Ist denn Gott nicht allmächtig?" zitterte Tycho. „Bedarf er unserer Hilfe, unseres Segensspruches?"

Rabbi Löwe fuhr fort: „Auf eben dieses weist Rabbi Tarfon hin, indem er die Worte der Schrift anführt: Bauet mir ein Heiligtum, und sodann will ich da wohnen. – Und sodann! Das heißt also: nicht ehe das Heiligtum für meinen Dienst entstanden ist. Wenn Ihr aber wollt, so sage ich: das, was Rabbi Tarfon sagt, ist mehr als das vorige. Denn vom Hohepriester wurde nur ein einmaliger Segen verlangt, vom ganzen Volk aber die große Arbeit des Baues. – Woraus aber kann man ersehen, daß der Ewige, gepriesen sei er, unsere Hilfe nicht nur befiehlt, sondern auch klagt, wenn sie nicht geleistet wird? Wir haben die Lehre: Als Rabbi Josi einmal auf Reisen war und in den Ruinen Jerusalems betete, da hörte er ein Bath Kol, eine göttliche Stimme, girrend wie eine Taube, und sie sprach: Bei deinem Leben und bei dem Leben deines Hauptes! Nicht in dieser Stunde allein spricht es so, sondern Tag für Tag dreimal spricht es so: Wohl dem Könige, den man preist in seinem Hause. Was aber bleibt dem Vater, den seine Kinder verlassen haben?" – Des Rabbi Augen weiteten sich und leuchteten bei diesen Worten in heiligem Weh auf, von Tränen erfüllt. – Beide Männer standen einander stumm gegenüber, sie fühlten miteinander. Endlich setzte der Rabbi noch hinzu, indem er unmerklich lächelte: „Verzeiht, es war nicht nötig, vor Euch, einem Weisen, so viele Worte zu machen. Ich bin ein alter Mann

und vergesse, was ich selbst einmal geschrieben habe: Die Weisheit aller Völker ist vom Ewigen, der sie ihnen von seiner Allweisheit mitteilt."

Tycho drückte ihm die Hand. Ein Kammerdiener war an der Türe der Galerie erschienen, das Zeichen, daß er sich für die Audienz fertigmachen solle. Nur kurzer Abschied und Dank war noch möglich. Bald darauf trat Sadeler vergnügt aus dem Kabinett des Kaisers, er hatte den erwarteten Auftrag erhalten. Im Vorbeigehen blickte Tycho in das frische, vom Glück des Augenblicks prangende Gesicht des jungen Künstlers; doch es war überstrahlt von der unendlichen Versöhnung, die sich für Tychos Augen aus dem kampfgefurchten Greisenantlitz des Rabbi über die ganze Welt hin ausgegossen hatte. Mit diesem Gefühl trat Tycho hinter dem Diener in die inneren Gemächer des Kaisers ein.

In dem ersten gingen zwei Hellebardiere, vollständig gerüstet, vergoldete Römerhelme auf den Köpfen, schweigend auf und ab. Sonst war es leer.

Es folgte ein Korridor, mit hohen, türartigen Fenstern und vielen Spiegeln, die Wände weiß getüncht, mit silbernen Kerzenhaltern und Jagdtrophäen. Es war dies jener Gang, dessen Fensterläden, wie das Gerücht ging, stets geöffnet waren, damit das Volk, wenn sich der Kaiser einmal in der Zeit in den Staatsrat begab, mit eigenen Augen sehen könne, daß er noch lebe.

Durch zwei dunklere Kabinette, in denen wieder Trabanten Wache hielten, kam Tycho in einen kleinen, ganz mit roter Seide ausgeschlagenen Raum, in den gleich darauf von der anderen Seite der Kaiser eintrat und ihm entgegen-

ging. Tycho verneigte sich tief. Der Kaiser machte noch einen Schritt, blieb aber dann in einiger Entfernung von ihm stehen, ohne ihm die Hand zu reichen. Dabei wich er etwas zur Seite, und, indem er sich über eine glänzende Tischplatte aus Achat beugte, fragte er mit langsamer, scheuer Stimme: „Ich hoffe Euch, Professor Brahe, in unserem Prag schon recht wohl eingerichtet."

Tycho verneigte sich nochmals und schwieg eine Weile, als wollte er dem Verklingen der zarten Stimme lauschen. Diese Stimme, das Zur-Seite-Weichen des Herrschers, seine befangene Bewegung über den Tisch hin, alles rief ihm die Worte des Rabbi ins Gedächtnis zurück: Wie schwach ist Gott. Wir müssen ihn stützen. Wehe dem Vater, den seine Kinder verlassen haben. – Tycho hatte vorgehabt, sein ganzes Leid in wilder, rücksichtsloser Beschwerde vor den Kaiser hinzuströmen. Mit einem Male fühlte er, daß sein Unglück noch gering war neben dem des Mannes, der einen ganzen Staat, eine Welt voll solchen Unglücks zu ertragen, zu lenken hatte. Und von dem hatte er Abhilfe fordern, den hatte er beinahe anklagen wollen! Er fand plötzlich nicht den Mut, mit seinen kleineren Schmerzen herauszurücken, und brachte die Geschichte seiner Übersiedlung in einen knappen, sachlichen Bericht, an dessen Schluß er nur erwähnte, daß ihm allerdings noch einige Desiderata blieben.

Wie rührend aufmerksam hörte der Kaiser zu! Er unterbrach Tycho mit keinem Wort, hielt aber den Blick seiner großen, traurigen Augen immer auf ihn gerichtet. Sichtlich zwang er sich, zuzuhören. Und auch als er nun erwiderte, Tycho möge sein Anliegen in einem Promemoria

aufsetzen und dieses dem Geheimsekretär Barvitius überreichen, kamen diese Worte wie abgezwungen, widerwillig von seinen zur Schweigsamkeit geformten Lippen und von keinem Lächeln begleitet, wie es sonst ein Gewähren umspielt. Diese Lippen hatten wohl überhaupt noch nie gelächelt ... Tycho war erschüttert und begriff nicht, wie er es eigentlich hatte wagen können, in dieses Reich majestätischen Ernstes und Weltregiments sich einzudrängen. Er fühlte nur, daß seine Audienz beendet war, und verneigte sich nochmals bis zur Erde.

Nun aber tat der Kaiser ein übriges. Milde hinter dem Tisch hervortretend sagte er, daß er sich freuen werde, von jetzt an näheren Umgang mit dem großen Meister der Sternkunde zu pflegen. Er bezeichnete gewisse Stunden, in denen Tycho täglich unangemeldet zu ihm Zutritt haben sollte. – Während er nun ausführlicher sprach, betrachtete Tycho ehrfurchtsvoll die kleine, aber schön gewachsene Gestalt des Monarchen, die, ganz in schwarzer Seide erstrahlend, den kurzen edelsteinbedeckten Dolch an der Hüfte, natürlichen Adel ausdrückte. Sein Gesicht war farblos, wie Hirschleder zart, von unendlich melancholischem Ausdruck, den die schlaff hängende Unterlippe und das vorgeschobene Kinn mit dem reichen, feingekräuselten Bart wie in einer Miene unveränderlichen Bedauerns und Mitleids festhielt. Tycho, in dessen aufgeregtem Kopf sich die Herrschergestalt des Kaisers mit dem hilfsbedürftigen Gotte des Rabbi mehr und mehr zu mischen begann, war gerade von dieser deutlichen Offenbarung des Mitleids beseligt. Er antwortete bald mit aller Innigkeit und Freude. Und auch der Kaiser schien Gefallen an ihm zu finden, das Gespräch

wurde wärmer, schließlich folgte Tycho einer einladenden Handbewegung des Kaisers. Nun setzten sie die Unterredung fort, indem sie langsam durch die anstoßenden Säle schritten.

Sie befanden sich in der berühmten kaiserlichen „Kunstkammer", die ein Fremder nie zu sehen bekam. Hier erst wich der starre Ausdruck aus dem Antlitz des Herrschers, er hatte nun die zufriedene Haltung des Sammlers, der seine Schätze zeigt. Mit Muße erklärte er, als warteten nicht Minister und Gesuchsteller draußen, die deutschen, niederländischen und welschen Gemälde, die bis an die Decke hinauf, selbst längs der Pfeiler und Säulen, zum Teil auch über die Fenster hinweg aufgehängt waren. Und in zahllosen Vitrinen unten drängten sich wie Schaum kostbare Kristallbecher, Perlen, Silberschalen. Der sogenannte deutsche Saal, ursprünglich zu Ballfesten bestimmt, war ebenfalls ganz mit Kunstgegenständen und Kuriositäten angefüllt, selbst in den Korridoren und Stiegengängen strahlte Poliertes, Gedrechseltes, Getriebenes, Mosaik und Elfenbein, ausgestopfte Kolibripracht und Pelzwerk durcheinander, so daß einem das stumme Gleißen zum Schluß wie lautes Stimmengewirr um die Ohren sauste. — „Nein, Gott ist wirklich nicht allmächtig," ging es dabei durch Tychos Kopf, den diese unbeherrschbaren Zusammenhäufungen an das Chaos der Welt gemahnten. Auch dem Kaiser schien es inmitten seiner Kostbarkeiten, die er vielleicht schon lange nicht in ihrer Masse überblickt hatte, bange zu werden. Er schüttelte den Kopf, wie ermattet, und ging bald still längs der Schaustücke weiter, ohne Kraft, bei einem einzelnen zu verweilen. All dies war

danach angetan, in Tychos taumelhaft empörten Sinnen das Ineinanderspielen von kaiserlicher oder oberster Weltherrschaft zu fördern, so daß er endlich, einen Zweifel aussprechend, der sein ganzes Forscherleben bezeichnete, demütig, doch ganz unzeremoniell fragte: „Majestät, ist ein Gesetz in all dem oder keines?"

Der Kaiser blieb stehen: „Ihr fragt nach dem Gesetz, das ich beim Sammeln einhalte? Das haben schon manche gefragt und nicht jedem konnte ich antworten. Ich weiß auch, daß es manchem da draußen nicht billig scheint, wie ich nur für diese Dinge hier lebe und ihre Zänkereien verabscheue ..."

„O man vergleicht Euch den Fürsten Medici in Florenz, den Gönnern der Künste," warf Tycho in ehrlicher Bewunderung ein. Er verstand den Mann, durch dessen hoheitsvolle, beherrschte Stimme ein unfaßbares Gefühl von Schwäche zitterte.

Rudolf aber wehrte heftig ab: „Nein, Medici nicht! Die waren weltlich und fanden schon im Leben einen Sinn, den ihre Kunst nur schmücken sollte. Ich aber versperre meine Kunst, ich halte sie rein, denn ich habe im Leben keinen Sinn gefunden, nichts, was man schmücken und ehren sollte. Muß ich Euch an Euer Wappen erinnern, Meister Brahe: Nicht Macht, noch Reichtum, nur der Künste Szepter! — Etliche kommen zwar mit ihren religiösen Anliegen und stellen die über alles! Lug und Trug! Ich kenne meine Stände. Ihnen ist die Gewissensfreiheit ein Vorwand, um viel gröbere Freiheiten zu erzwingen, die Geldeswert haben, sie vermischen den heiligen Geist und ihren Kehricht. Ich aber," und nun erhob der Kaiser

das Haupt, „ich suche die Vollkommenheit in diesen Steinen und Metallen und auf bemalten Linnen, wie Ihr sie in den Sternen sucht. Es gibt nur eines, um dessentwillen es sich lohnt zu leben: das Vollkommene ... Da habt Ihr das Gesetz, nach dem ich sammle."

Der Kaiser war vor eine kleine Marmortafel getreten. Sie hing über einem Glassturz, der einen Klumpen gediegenen Goldes bedeckte, und zeigte an, daß dieses „alchimistische Gold" durch die Kraft des Polen Sendivoj entstanden sei. Fragend blickte der Kaiser auf Tycho, der verlegen schwieg; dann setzte er niedergeschlagen fort: „Auch in den Künsten ist das Vollkommene nicht oft anzutreffen. Ich weiß, daß man mich betrügt. Dort dieses Fell hat mir ein ungarischer Magnat mit dem Beisatz geschickt, es sei vom Himmel gefallen. Der Herr von Rosenberg hat mir einen Stein, der wächst, verehrt. Auch besitze ich Premysls Herzogsmütze und andere ungeschickt gefälschte Rarissima. Man wird belogen, ich weiß es. Auch in den Künsten ist es kaum anders als in der Politik. Dornig ist die Straße zum Vollkommenen. Ach, hätte man es einmal erlangt, ... so wie meine Großmuhme Johanna in ihrem schönen Gatten es zu besitzen glaubte —." Der Kaiser flüsterte nur noch und Tycho erschrak über den Glanz des Wahnsinns in seinen Augen. „— o ich verstehe sie wohl! Wenn das Vollkommene nun stirbt, das unersetzlich Schöne, wie könnte man es je vergessen, ... in einem gläsernen Sarge möchte man es sich nachführen lassen, bis an sein Lebensende ..."

Sie waren in eine offene Galerie getreten. Die goldbraunen, herbstlichen Akazienwipfel des „Hirschgrabens"

berührten die Steinbrüstung. Zauberhaft ergriff der faulige, kühle Geruch Tychos Gemüt, die verworrenen Reden des Kaisers stimmten so trauervoll zu diesem Bild des Welkens. – In einem Frostwind schauernd stöhnte der Kaiser: „Ich wollte meinen Untertanen ein Beispiel sein. Unsere Zeit ist voll Unrast, Selbstsucht, Fruchtlosigkeit. Ich wollte zeigen, daß man einhalten muß, sich besinnen, nach innen leben, lieber allein sein als im Rate der Bösen, einzig begierig, das Vollkommene aufzufinden. – Doch ich bin zu schwach dazu."

Zu schwach!

Das war das Wort, auf das Tycho gewartet hatte, und nun brauste eine mächtige Stimme in ihm los: „– Ja, Gott ist krank, Gott ist abgeplagt, er kann nicht mehr weiter.

Und der Herbst ringsum, – das Vergehen, das Fallenlassen, – eine Krankheit Gottes, nicht sein böser Wille ist es.

Warum habe ich den Herbst und Sterben und Krankheit gehaßt? Für bösen Willen Gottes hielt ich sie. Aber jetzt sehe ich: sie sind nur seine Ermüdung, aber seine Liebe bleibt ewiglich.

Jetzt bereue ich, jetzt bin ich mit Gott versöhnt! In der Trübe dieses Herbsttages wird er mich zu sich führen, dessen bin ich gewiß."

– Der Kaiser berührte Tycho an der Schulter, da erst erwachte er aus seiner Entrückung. Sie kehrten in das Innere des Palastes zurück. Da sahen sie in einem hellen Zimmerchen eine Staffelei und neben ihr einen großen Mann, über dessen Kahlkopf ein paar graue Locken hin-

tänzelten. Es war der Hofmaler Bartholomäus Spranger, den Rudolf so schätzte, daß er ihn stets nahe seinen Privatgemächern, förmlich unter seinen Augen arbeiten ließ. Lebhaft trat der Kaiser an das Gemälde heran, um sogleich einige Stellen, die er geändert haben wollte, mit einem Pinselstiel zu betupfen, andere zu loben. Auch Tycho trat grüßend näher. – Der Maler war unordentlich gekleidet, in einem hemdartigen, mit Farbenklexen bespritzten, offenen Überwurf, ohne die übliche steife Halskrause. Sein dickes, blasses Gesicht, in dem nur die Nase Farbe hatte, sah wie übernächtig aus, man hätte ihn für einen herabgekommenen Wüstling halten können, obwohl er, wie bekannt, ein wackerer Kleinseitner Bürger war. Und dieser alte Herr saß vor einer Leinwand, auf der er fünf oder sechs nackte Mädchen und braune muskulöse Burschen in den verfänglichsten Stellungen unter dem Vorwand irgendeiner Allegorie: „Die Tugend besiegt Neid und Hoffart", gruppiert hatte. Die blühenden Mädchen, weiß mit rosa Punkten auf den Brustspitzen, hielten Waffen, Posaunen in Händen, ein kleiner Eros war damit beschäftigt, die runden Schenkel der einen, die sich unter dem Zuspruch ihres Liebhabers noch sträubte, voneinander zu trennen . . . Auf Tycho machte das Bild mit seinen hellbläulichen, frostigen Tinten, mit seiner traditionellen, ohne jeden herzlichen Einfall abgeleierten Ausführung einen unendlich geistlosen, widerlich süßen, ja lasterhaften Eindruck. Welch eine ungesunde Verirrung: der ehrsame Bürgersmann, die Mäßigung in Person, muß die Maske der Unzucht anlegen, um dem tugendhaften, strengen, niemals lachenden Kaiser zu gefallen! Wie von nichts anderem ging für Tycho von dem Gegen-

satz dieser frivolen Figurinen und der beiden alten Männer, die sie kennerhaft besahen und befingerten, das Gefühl des Kraftlosen, Greisigen aus. Plötzlich schien es ihm, als gebe es hier in der Burg überhaupt nichts Jugendliches. Auch die traurigen Zimmer mit ihrem teuren, alten Gerümpel, das er eben gesehen hatte, bekamen in seiner frischen Erinnerung schon etwas Schlaffes, Verfallenes, Verrunzeltes. Wackelten die Kästen nicht allesamt wie trostlose krumme Rücken und flochten sich nicht die nassen Wände entlang irgendwelche seltsam weiße Pilzfäden wie ein ungeheurer Greisenbart? O, Gott selbst war ein Greis, dachte Tycho jetzt, Gott ist hier in diesem öden Schloß Hradschin wie in seinen letzten Zufluchtsort eingeschlossen und wartet auf sein Ende ... Tycho merkte kaum, daß er längst mit dem Kaiser durch andere Säle weiterschritt. Vor seinen Augen sank Gott aus den Wolken immer tiefer zu den Menschen herab, hatte sich schon ganz auf der Jammer-Erde niedergelassen, streckte ihm schon, beinahe wie ein alter Bettler, den er täglich vor dem „Greif" antraf, mit halbgebrochenem Blick die roten, krummen Hände entgegen ...

Endlich schrak er auf. Er war hinter dem Kaiser in dasselbe rotausgeschlagene Zimmer eingetreten, in dem die Audienz begonnen hatte. Und nun merkte er, daß er eigentlich fast schon entlassen sei. Dabei aber hatte er die Angelegenheit, um derentwillen er hergekommen war, während seines stundenlangen Beisammenseins mit dem Monarchen durch kein Wort gestreift. Nur wie in göttlichen Träumen war er durch die Zimmer gegangen. „Da sagt man noch, daß ich zu klug sei", grollte er vor sich hin. In demselben Augenblick aber kam auch schon wie mit plötzlichem Ver-

sinken alles Schwärmerischen die andere, nüchterne Seite seiner Veranlagung hervor, und er setzte nun die Worte, in denen er den Kaiser an seine Versprechungen wegen einer Sternwarte in Prag erinnerte, sehr besonnen und wirkungsvoll.

Der Kaiser nickte denn auch, jedoch nicht so entschieden und freundlich, wie Tycho eigentlich nach so langen Vertraulichkeiten erwartet hatte. Die Einrichtung einer Sternwarte, sagte der Herrscher, sei allerdings in Aussicht genommen, für die nächste Zeit aber scheine ihm der Ausbau einer pyronomischen und alchemistischen Küche dringender, ganz abgesehen davon, daß diese geringere Aufwendungen heische und sogar Gewinn in Aussicht stelle. Er würde daher wünschen, daß ihm Tycho zunächst seine Kenntnisse auf diesem Gebiete zu Diensten stelle. – Also abgewiesen, entscheidend und endgültig gescheitert, meinte Tycho bitter zu sich selbst. Der Boden zitterte unter seinen Sohlen. Kaum vermochte er mehr der raschen Abwechslung von Gefühlen an diesem bedeutungsvollen Nachmittag standzuhalten und wankte auch schon zur Türe. Aber in seinem Kopf arbeitete durch alle Aufregung hindurch sein helles Pflichtbewußtsein wie ein tickendes Uhrwerk und mahnte ihn an Kepler. „Wie gut ist es, nämlich gut für Kepler, daß ich so klug bin“, fiel ihm ein. „Er an meiner Stelle hätte wohl meiner vergessen, das heißt, es wäre ihm schon vorher gar nicht eingefallen, für mich etwas zu unternehmen“. Zugleich gedachte er aller Schmach und zuletzt dieses Briefes, den Kepler geschrieben hatte. Welche Herzlosigkeit! Aber unberührt von dem Toben in ihm brachte er dem Kaiser die wohlbegründete, sorgfältig durchdachte Bitte

vor, ihm zur Erleichterung seiner Arbeiten den jungen Astronomen Kepler beizugesellen, diesen auf die freigewordene Stelle des kaiserlichen Mathematikers Ursus zu berufen, dem bisherigen Gehalte der Stelle aber mit Rücksicht auf die Teuerung in Prag noch hundert jährliche Gulden beizufügen.

„Kepler", erwiderte der Kaiser und lehnte sich dabei wieder an sein Achattischchen, „ich habe den Namen gehört. Es ist der Assistent, der mit Euch auf Benatek gehaust hat. Man hat mir aber wenig Gutes über ihn berichtet".

Tycho horchte auf: Wie? Wenig Gutes? Über Kepler, von dem alle Welt entzückt ist, den sie über mich stellt? — Er glaubte, falsch gehört zu haben, und trat unwillkürlich einen Schritt näher an den Kaiser heran. Das Parkett krachte unter seinem unbeherrschten Tritt.

Der Kaiser sprach in seiner schleppenden Art weiter: „Man hat ihn sogar einer Konspiration gegen meine Regierung beschuldigt. Euer eigener Schwiegersohn . . ."

„Tengnagel! Ja, die beiden haben einen Streit miteinander gehabt. Die Anschuldigungen sind ganz grundlos".

„Mag sein. Ich habe auch nur eine leichte Untersuchung angeordnet und schnell wieder niedergeschlagen. Aus Rücksicht auf Euch. Ich konnte nicht glauben, daß Ihr meinen Feind als Gast beherbergen würdet".

Unter dem mißtrauischen Blick des Kaisers verstummte Tycho. Jetzt erst fühlte er, in welcher Gefahr er geschwebt war. Und wiederum wäre es Kepler gewesen, dem er auch diesen ärgsten Schaden, den Gnadenstoß, den Verlust der kaiserlichen Gunst, zu verdanken gehabt hätte. Der wütende Gedanke daran verschlug ihm die Rede.

Nach einer Pause fuhr der Kaiser fort: „Doch ärger als diese Vermutungen ist, daß die Rede geht, er habe sich unflätig über die Astrologiam geäußert, treibe auch diese Kunst überhaupt nicht. Ihr seid zu duldsam, Meister Tycho, und werdet nie von jemandem übel reden. Ihr sorgt für Eure Schüler, selbst wenn sie von Euch abfallen. Seht, ich weiß von den vertrauenswürdigsten Personen, daß dieser Kepler den Kopernikanischen Schrullen mehr anhängt als Eurer eigenen wohlgeratenen Diataxis mundi."

Tycho nickte stumm. Durfte er nicht nicken? Der letzte Satz, den der Kaiser eben ausgesprochen hatte, war ja durchaus richtig, war peinvolle, quälende Wahrheit. Warum hätte er nicht nicken dürfen? Der Kaiser hatte richtig gesprochen. Kepler war Tychos wissenschaftlicher Gegner, kein Zweifel. Und dieser Kepler, von allen vergöttert, stand, wie sich plötzlich herausstellte, nicht in kaiserlichem Wohlwollen. Teuflisch lohte da Schadenfreude in Tycho auf: war das nicht Rache für alle Qualen, die Kepler ihm, bewußt oder unbewußt, aus Gleichgültigkeit oder absichtlich, jedenfalls aber bis ins Mark seines ganzen Lebenswerkes zugefügt hatte! Mit einem Male waren alle guten Geister, alle Selbstüberwindungen und Triumphe in Tychos Brust von einem wahren Hexensabbat prasselnder Versuchungen übertäubt. Eine tiefe, ehrliche, starke Wollust war da, glühende Eigenliebe überflammte, vergoldete alles ... Ein Ausgleich, ein Ausgleich für alles Böse, frohlockte Tycho; für alles Böse, das ich je erlebt habe, entschädigt mich dieser hoch emporgehobene Augenblick meines Lebens. Ja, die ganze Welt schüttet ihr Glück vor Keplers Füße, und mich hat sie seit jeher verunglimpft. Aber zum Aus-

gleich, zur Gerechtigkeit ist gerade der oberste Gipfel der Welt für Kepler unzugänglich, und mich bewillkommnet er in kaiserlicher Gnade. Nun, das ist Gott, das ist die Gerechtigkeit Gottes, das ist der Sinn meines Daseins, die Rechtfertigung, der Himmel ...

„Wenn Ihr auf Eurer Bitte besteht," schloß der Kaiser, „so will ich sie gern gewähren. Aber dieser Kepler ist mir von allem Anfang an nicht lieb und, wie gesagt, ich täte es nur Euch zuliebe."

Tycho hatte die Rede des Kaisers unwillkürlich mit einem leisen fröhlichen Brummen begleitet. Ich brauche nichts zu tun, als zu schweigen, sagte er sich, ich brauche nichts gegen Kepler zu reden; im Gegenteil, ich habe das Meinige getan und ihn vorgeschlagen, mehr konnte ich nicht tun. Es wäre sogar gefährlich, wenn ich mehr täte. Ich darf gar nicht weiter für ihn reden. Es brächte mich selbst in Verdacht. Nein, der Kaiser hat ihn abgelehnt, unter vier Augen abgelehnt, es ist nicht meine Schuld. Nun kommt eben die Reihe der Mißerfolge an Kepler ...

Der Kaiser sprach wirklich schon ein Abschiedswort; nun streckte er sogar seine Hand aus, Tycho ergriff leicht die weißen, kalten Finger und beugte ein Knie, indem er sie küßte. Dann bewegte er sich, die Schritte rückwärts setzend, der Türe zu, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen. Der Kaiser sah schon, als wäre Tycho gar nicht mehr anwesend, auf die glänzende Tischplatte herab ...

Es war gewiß etwas ganz Ungebräuchliches, was sich nun ereignete. Tycho hatte schon das Holz der Türe berührt, da zog er die Hand zurück, als hätte er glühenden Stahl angegriffen, und zugleich zwang ihn die übermächtige

Aufregung auf die Knie, so daß er weinend und am ganzen Leibe bebend zusammenstürzte ... Aber schon im nächsten Augenblicke hatte er sich aufgerafft; es war überhaupt nur, als ob er gestolpert wäre. Ruhigen Antlitzes und mit ganz leiser Stimme näherte er sich noch einmal dem Kaiser, der erstaunt die Augen erhob. „Ich muß noch etwas richtigstellen," jammerte Tycho, wie seiner selbst nicht mächtig. „Ich muß bekennen . . . ja bekennen."

Ungeduldig schlug der Kaiser seine Lippen mit zwei Fingerspitzen.

„Majestät waren nicht gut unterrichtet. Kepler ist vollkommen." Als wäre damit alles gesagt, verstummte Tycho; er konnte auch nicht weiterreden.

„Ihr wollt ihn also doch haben, wennvich recht verstehe?"

Und nun achtete Tycho nicht mehr, daß der Kaiser die Stirn runzelte, daß vielleicht seine ganze Stellung in Frage kam, wenn er mit diesem Feuer für den mißliebigen Kepler eintrat. Ohne Bedenken brach es aus ihm hervor: „Kepler ist der bedeutendste, — nein, Majestät, das ist zu lau gesprochen, — er ist der einzig bedeutende Gelehrte der Zeit. Er ist schlechtweg die Vollkommenheit selbst, die blütenreine, fruchtbare, unverletzliche Vollkommenheit. Eure Majestät suchen ja das Vollkommene. Hier bietet es sich dar. Und so erbitte ich für ihn noch mehr als den Mathematikerposten. Es muß alles entschieden werden. Ich fühle, daß ich nicht mehr lange zu leben habe." Tychos Stimme zitterte, der Kaiser schien erst jetzt zu merken, daß es um eine Herzenssache Tychos ging, seine unwirsche Miene glättete sich, mit freundlichen Augen blickte er auf den blassen, mit

sich selbst ringenden Mann und bat ihn, die traurigen Gedanken zu verscheuchen.

„Es ist kein trauriger Gedanke," sprach Tycho, „es ist mein seligster Gedanke, wenn ich hoffen darf, daß Eure Majestät meiner Bitte Gehör geben will. Wenn ich sterbe, so mögen nicht meine Söhne, auch Junker Tengnagel nicht — sie alle haben sich ja um die Sternkunst bemüht, aber sie sind nichts gegen den Genius Kepler —, möge also nur Kepler, einzig und allein Kepler, der Erbe meiner Stellung sein wie meines geschriebenen und gedruckten Nachlasses, meiner Instrumente und all dessen, was Eure kaiserliche Huld an wissenschaftlichen Mitteln mir gewährt. Dann will ich gern sterben, denn dann weiß ich mein Werk in guten, ebenbürtigen Händen . . ."

„Kepler ist also Eurer Ansicht anhängig und meine Nachrichten gehen fehl?", fragte der Kaiser voll Teilnahme.

„Fehl und nicht fehl. Es sind schwierige Dinge, in manchen sind wir uneins, auch habe ich Einwände gegen ihn, aber die sind nicht von der Art seiner Verleumder und überhaupt nur dann möglich, wenn man ihn zunächst vollkommen anerkennt." Tycho zögerte, aber plötzlich sagte die innere Stimme, die ihn schon bis hierher gebracht hatte: Jetzt oder nie ist es Zeit zu bekennen, jetzt oder nie, rückhaltlos bekennen. — Und so fuhr er mit Festigkeit fort: „Was den Punkt der Astrologie betrifft, so sind wir allerdings völlig einer Meinung. Es ist eine allgemeine Verwandtschaft und göttliche Einwirkung des Kosmos wohl zuzugeben, aber sie liegt nicht in den einfachen Prophezeiungen der Horoskope . . ."

„So denke ich ja auch," unterbrach der Kaiser, lebhafter

als während des ganzen Gespräches, und ein ganzer Schwall von verworrenen Ideen, von Hoffnungen und Neugierde stieg förmlich sichtbar, wie Gewölk am Himmel, in seinem Gesicht auf. „Erzählt davon! Doch nein . . . Ihr seid müde!“

Tychos abwechselnd blasses und blutgerötetes Gesicht, die tiefen Ringe unter seinen nassen Augen gestatteten in der Tat keine andere Deutung. „Ich bitte um gnädigen Urlaub Eurer Majestät,“ brachte er eben noch mit Mühe heraus.

„Ihr habt ihn. – Und Kepler ist von diesem Augenblick an mein Hofmathematikus.“ Der Kaiser neigte leicht das Haupt und zog sich gemessenen Schrittes zurück. „Wir sehen einander bald wieder,“ sagte er noch an der Schwelle des Nebenzimmers. –

Tycho durchschritt die zwei dunklen Kabinette, den weißen Gang, das Zimmer mit den beiden Hellebardieren. Plötzlich war es ihm, als hätte er den ganzen Vormittag zwischen diesen zwei glänzenden Lanzenspitzen zugebracht, zwischen ihnen eingeklemmt und so herumgewirbelt, daß sie abwechselnd je nach dem Auf und Ab seiner Gefühle zustießen und nachließen . . . Er eilte durch die Vorsäle, er sah niemanden. Schon war er im Freien. In seiner Betäubung schlug er die seinem Heimweg entgegengesetzte Richtung ein, am Dom vorbei, längs der inneren Bastionen an der mächtigen Festungsmauer. Viele Bekannte grüßten ihn in den Burghöfen. Er stürmte besinnungslos weiter, kam zur Georgskirche, zur Daliborka. Der Herbstregen fiel in feinen Tröpfchen, die Efeuranken mit vergilbten und roten Blättern schwangen sich im Winde wie lange Pendel, peitschten die Schloßmauer. Tycho merkte nichts. Erst als er an

der Brüstung bei der Schloßstiege angelangt war und nur den ausgebreiteten grauen Abendhimmel vor sich sah, da schrak er auf, und in einem gewaltigen Schrei löste sich auf diesem einsamen Platze, an den Mauerzinnen der Burg, seine ganze Spannung.

Und nun war es ihm auch ganz klar, daß dies — und nicht die Verblendung vorhin — die höchste Stunde seines Lebens war. Denn nun wußte er zum erstenmal in seinem Leben, wozu er eigentlich so klug, so tüchtig und geschäftig war, welchen Sinn diese verführerischen Gaben für ihn haben sollten. Nicht für sich selbst sollte und durfte er klug sein, das fühlte er jetzt in einer grenzenlosen Wonne, — sondern im Namen Gottes, zur Aufrichtung und Erlösung der Welt.

„O dieses Glück! Für mich habe ich beim Kaiser nichts durchgesetzt, für Kepler aber alles, was ich wollte. O wie rein das ist, wie übersichtlich und sinnvoll: klug sein für andere, nicht für sich.

Ich bin am Werke Gottes. Ich diene. Ich spüre die süße Last der Verantwortlichkeit für alles, was geschieht.

Ich bin klug im Dienste Gottes. Und dazu paßt es so gut, daß ich nun auch fühle, wie Gott meiner Dienste bedarf, wie Gott auf mich und meine Klugheit, auf mein Opfer wartet.

Von oben aus den Wolken streckt Gott die Hand aus, und von der Erde empor halte ich meine Klugheit hoch über mich, reiche sie hinauf zur Hilfe für meinen Herrn.

Ach, wie hat mich diese Klugheit doch geplagt mein Leben lang, wie hat sie mich auf Irrwege gelockt, so daß ich ihrer schon überdrüssig wurde und ihr fluchen lernte.

Hat mich nicht die Klugheit in unerträgliche Gesellschaft gebracht, hat sie mich nicht in schwächliches Nachgeben und Bedingen verstrickt, hat sie mich nicht zu tausend nichtigen Beschäftigungen überredet?

Und dennoch habe ich sie ertragen, die Böse, Doppelzüngige, Giftige! Und dennoch habe ich sie nicht ungeduldig weggeworfen, wie ein falsches Geldstück! Sondern ich habe geahnt, daß auch die Klugheit heilig ist, und daß ihre ureigentliche edle Natur noch zum Vorschein kommen wird! Und so habe ich gewartet und ausgeharrt in meinen Qualen der Klugheit.

O, Preis der großen ewigen Klugheit, Preis meinem Trieb, die Dinge zu ordnen und alles mir bewußt zu machen, Preis meinen Irrtümern und dem richtigen Weg zu guter Letzt! Denn nun ist meine Klugheit an ihrer richtigen Stelle ,dort, wo Gott seine treulichen Mitkämpfer braucht und mit solch blinden, dumpfen Kepler-Menschen nichts anzufangen weiß.

Ich lobsinge meinem Gotte. Er liebt die Besinnungslosen, aber mehr noch die, welche beides in sich haben, Stürmen und Nachdenken, die auf keines von beiden verzichten wollen, und die mit doppelter Last keuchend vor seinem Thron anlangen.

Ich lobsinge meinem Gotte. Er hat mich anstößigen Menschen zu sich geführt, er küßt mich ins Gesicht, da, mitten auf meine zerbrochene Nase!

Ich lobsinge meinem Gotte. Wie konnte ich ihn mit einem Bettler vergleichen, der um meine Hilfe bettelt! Ich helfe ihm ja, aber wer hat mich zu seiner Hilfe hinaufgezogen, wenn nicht er?

Ja, ich helfe mit meiner Kraft dem Weltregiment nach. Aber hat es denn meine Kraft bewirkt, daß ich helfen kann?

Nein, da ist wieder Gott. Gott unter mir, der mir geholfen hat, wie Gott über mir, dem ich helfe. Da ist Gott eigentlich schon überall, der Machtvolle wie der Machtlose, der Helfende und der, dem geholfen wird.

Wohl mir, daß ich Gott erkenne, daß er mir nicht mehr ferne ist! Erhaben und hilfsbedürftig zugleich steht er vor mir, mit seinem ungeheuren Antlitz, wild und mild, das eine Auge befiehlt und das andere scheint zu bitten oder zu danken. O, wie kenne ich dieses Antlitz! Wie hat es mich begleitet mein Leben lang bis zu dieser Stunde!"

# Kurt Pinthus / Zur jüngsten Dichtung

Diese Betrachtungen, in den kurzen Pausen militärischen Dienstes entstanden, begnügen sich damit, das Gemeinsame, nicht das Trennende jüngster Dichtung zu entwickeln. Mangel an Ruhe, Raum und Redefreiheit zwangen zu formelhafterer, abstrakterer Behandlung als eine künftige weiter umrissene Darstellung zeigen wird.

In Friedrich Schlegels süßem, wildem Buch „Lucinde" stürzt sich der Held Julius aus Verzweiflung am Geistigen in Sinnlichkeit. Die jüngsten Dichter schwangen sich aus Rausch und Verzweiflung an der Sinnlichkeit ins Geistige empor, breiteten sich dann verzweifelt und gestärkt aus dem Geistigen aufwachsend ins Ethische.

Einer früheren Generation bedeutete Abschilderung, Analyse und Erkenntnis der Wirklichkeit Aufgabe und Ziel der Kunst. Im beglückten Rausch, nach verlogenem Romantisieren und imitierendem Renaissanceln freundlicher Unterhalter, eine überall andringende, dennoch bislang mißachtete Wirklichkeit zum Objekt der Kunst erhoben zu haben, übersah man, daß Abschilderung der Erscheinung nicht Wesen des Wirklichen erfasse, daß Analyse der beobachteten Einzelheiten niemals der geformte Ausdruck für die Totalität des Seins werden kann, daß die Aufdeckung des Mechanismus im psychischen Geschehen und seiner Verschiebungen nicht zur dynamischen Bewegung der Seele anschwillt. Mit dem Augenblick, da Studium und Nachformung der Realität als Aufgabe der Kunst statuiert ward, begab sich freiwillig die Kunst zu ihr in jene Ab-

hängigkeit und Bedingtheit, die das Ornament der Wirklichkeit, bestenfalls von Nuancen des Lichts und der Töne umschimmert oder von sozialer Tendenz durchbebt, für Hervorkehrung des Wesentlichen hält.

Nachdem Sinne und Nerven für die Einzelheiten neuer und alter Erscheinungen geschärft, gespitzt, nachdem Komplikationen der menschlichen Seelen und Strebungen entdeckt und erforscht waren, begann man, ahnend, daß nicht das Streben nach dem Detail, sondern zur Totalität Wesentlicheres der Kunst bedeute, die Totalität der üppig und wirbelnd in rasendem Tempo zu neuen Formen sich entwickelnden Umwelt in lange, stürzende Verse zu fassen. Triumphgefühl seelischer Expansion über die Gestaltungen der Natur und Verrichtungen der Menschheit, über technische Wunder, fremde Erdteile und die blühenden Weiten des Kosmos ward in Hymnen gejauchzt (die freilich oft nur aneinandergereihte Deklamation von bisher in der Poesie noch wenig gebrauchten Vokabeln waren). Als noch Verhaeren große Formen für das Weltgefühl dieser Kunst suchte, das Whitman schon, primitiver, aber, vom Strom der Güte und Liebe durchrauscht, beglückender vorangesungen hatte, das Ernst Lissauer schließlich in seinen früheren Gedichten derb in starrem Rhythmus zusammenschraubte, bohrte sich Rilke mit so beseligter Inbrunst in die Bilder der Realität, daß er sie durchdrang und ins Reich des Göttlichen einzog, während zugleich Stefan George, vorbildlich durch des Charakters und der Form Haltung, mit strenger Gebärde wegwies von der modernen atrappenhaften Wirklichkeit zum Vollkommenen.

Die jüngsten Menschen aber, nach 1900 sich entwickelnd,

fanden sich wehrlos und ungeschützt hineingestellt in den schimmernden Zauber der abenteuerlichen Reisen, der freier sich bietenden Geschlechtlichkeit, der von geheimnisvollen Farben, Geräuschen und Gestalten schwirrenden und verwirrenden Straßen, Landschaften, Cafés und Vergnügungspaläste, der rätselhaften Fabriken, Maschinen und Bewegungsmöglichkeiten ... Sie stürzten sich, beherrscht vom rasenden Takt der mechanisch abrollenden Umwelt, mit wollüstigem Schrei in die „Welt neuer Wunder", verschwendeten sich entzückt an die Erscheinungen, ließen Sinne und Nerven lodern und zucken ... und dichteten Rausch, Spannung und Kater. Bis allmählich in der Seligkeit des Seins leise anklingend, dann posaunenhaft dröhnend die Erkenntnis aufschwoll: ... Wir sind! Und sind Menschen! Uns Menschen soll nicht die Welt, sondern die Menschheit das Wichtige sein. „Die Welt fängt im Menschen an." (Werfel) ... „Uns dient die Erde nur, uns selbst zu sehen" (Wolfenstein) ... Alle unsre Wege sollen nicht weg von uns, sondern zu uns hin führen. Nicht wollen wir einen Mikrokosmos in die Welt, sondern den Makrokosmus in unsern Mikrokosmos hineinprojizieren und umgebären. Von der Expansion hin zur Konzentration! Nicht Erschütterungen der Sinne, sondern Erschütterungen der Seele!

Mit aufkeimender Einsicht: Wirklichkeit und Kunst seien nicht ein Abhängiges, Bedingtes, sondern (um es schärfstens zu formulieren) sie schlössen sich aus, beginnt die Epoche der jüngsten Kunst. Die Wirklichkeit, die starr und wild, mild und sanft uns umgibt, jene Wirklichkeit, die unsere Sinne lockt, ätzt, quält, entzückt, jene Wirklichkeit, von der wir nicht

wissen, was eigentlich an sich sie ist, jenes uns ganz Fremde, das außer uns, ohne uns ist, Chaos, jenseits unseres geistigen Willens, in das mühsam wir Gesetze hineininterpretieren, — und jene Kunst, die ganz und gar aus uns selbst strömt, die ganz in der Idee, in der von uns gegebenen Form lebt, also ganz und immer Schöpfung und Werk unseres Gefühls, Geistes und Willens ist ... was eigentlich haben sie miteinander gemein? ... Was anderes, als daß wir der Kunst Ausdrucksmöglichkeiten, Requisiten wie eine Haut abnehmen von den Erscheinungen, welche die Wirklichkeit unseren Sinnen darbietet, — um das der Wirklichkeit Fremdeste: Geist, Fühlen, Wollen einander sichtbar zu machen.

Die Wirklichkeit vom Umriß ihrer Erscheinung zu befreien, uns selbst von ihr zu befreien, sie zu überwinden nicht mit ihren eigenen Mitteln, nicht indem wir ihr entfliehen, sondern, sie um so inbrünstiger umfassend, durch des Geists Bohrkraft, Beweglichkeit, Klärungssehnsucht, durch des Gefühls Intensität und Explosivkraft sie besiegen und beherrschen, ... das ist der gemeinsamste Wille der jüngsten Dichtung.

Unter Wirklichkeit soll nicht etwa nur die Erscheinungswelt der Natur und der uns umgebenden, von uns selbst geschaffenen, körperlichen Kulissen der Städte und der Erzeugnisse formender Technik verstanden werden, sondern vor allem das Gewirr unserer sozialen, kulturellen, politischen, wirtschaftlichen Beziehungen und Einrichtungen.

Hebbel läßt im unentrinnbaren, starren Mechanismus kosmischen Geschehens ohnmächtig seine Gestalten im Verzweiflungskampf sich bewegen, wie sie Wagner im Netz der Motive einspinnt und verstrickt, sie dennoch aber, von der

Musik belastet, durch die Musik zu erlösen versucht, — beide statt des Absoluten das Gesetz der Unentrinnbarkeit findend, beide am bedeutungsvollsten in ihrer Kunst — wie alle Künstler — dort, wo sie ihre Theorie durchbrechen. Ibsen versuchte, die Determiniertheit des vermeintlichen wirklichen Geschehens durch naturwissenschaftliche Analyse seelischer Beziehungen aufzudecken; zu spät ahnte er in seinem Epilog, daß die reine Erkenntnis jener verworrenen Beziehungen den Tod bedeute, das Losringen von ihnen aber das Erwachen. Und Strindberg als Erster müht sich mit furchtbarer explosiver Anstrengung, den alpdrückenden Block dieser Wirklichkeit, die sich der Mensch, ein gutwilliger Atlas, auflud, von seiner Menschlichkeit abzuwälzen, fortzusprengen.

Wedekinds Verdienst bleibt es, gezeigt zu haben, daß, sobald das drohende Gesetz der determinierenden Wirklichkeit durch den wild emporstoßenden Trieb ursprünglicher Menschen, durch Raffiniertheit und Zufall, schnell und leicht aufgelöst, ausgelöscht ist, die Realität alsbald in grotesker und tragischer Verwirrung sich trudelt und die Moral, umgestürzt, wiewohl strampelnd, eine (scheinbar) tiefere Moral enthüllt.

In Heinrich Mann und Carl Sternheim erstanden zwei resolute, unverblüffbare Beherrscher, Hantierer und Vernichter jener Realität, die uns zugrunde richtet, statt von uns durch die Tugenden des Geistes und Herzens aufgehoben zu werden.

Die Wirklichkeit, deren Bewältigung Flaubert in der Qual stierhafter Arbeit erkämpfte, die ebenso enthusiastisch Zola, Wahrheit und Besserung erstrebend, in den Massen

ihrer tausendfältigen Erscheinungen zusammenhäufte, während Balzac durch ganz und gar entschälte Menschlichkeit, Dostojewski durch die ungeheuer aus dem Krater der Geschehnisse aufsteigende Göttlichkeit sie vernichtete, diese Wirklichkeit wirft Heinrich Mann wie ein tausendfach zerknittertes und zerknülltes strahlend-buntes Blatt vor uns hin, spielend mit ihren Erscheinungen und Figuren wie die Herzogin von Assy, zeigend auch, daß, wer einmal von ihr verderbt und unterjocht, im Aufstand sich durch sie, gegen sie erhebt, in Verderbnis stürzt wie Professor Unrat und die Bürger der kleinen Stadt.

Sternheim läßt die sogenannte wirkliche Handlung fast ganz hinabsinken; willkürlich, zufallsgefördert führt er seine bürgerlichen Typen in kurzem Wort und knapper Tat zu gänzlicher, direkter Entschleierung, daß aufklafft jener schauerliche Abgrund zwischen dem wahren Wesen des Menschen und seiner von ihm selbst geschaffenen Wirklichkeit, mit der er sich üppig behängt und in der er sich (durch Sternheim bewegt und enthüllt) quält und lächerlich macht. Ohne realistische Nuancen spricht jeglicher vom Graf bis zum Strolch in der zugespitzten, kondensierten Grammatik Sternheims, — und dennoch, gerade deshalb stehen diese Wichtigtuer, betrogenen Betrüger entzaubert haarscharf dann als arme mitleidswürdige Typen unseres Bürgertums hilflos da, in denen, durch Wirklichkeit des Tags verdorben und verdrängt, ach! Geist und tiefere Sittlichkeit schrumpfte.

Klar und bewußt formt Sternheim mit ruhigstem, sicherstem Können zu fast nüchternen Kunstgebilden jene Leidenschaft, welche den jüngeren Dichtern gemeinsam ist:

Entsetzen und Abscheu vor der geistigen und ethischen Atmosphäre eines Bürgertums, das, unterjocht und hingegeben einer Wirklichkeit, die es selbst gleichgültig und raffiniert schuf, durch „die Macht der Verhältnisse", nicht durch Geist und Willen, getrieben, gejagt, geknechtet wird. Statt die technischen Vervollkommnungen, den beweglicheren Strom der Finanzwirtschaft, die Erleichterungen menschlicher Mitteilbarkeit und körperlicher Fortbewegung zur Entlastung des äußeren Lebens, zur Beschleunigung des alltäglichen Ablaufs zu benutzen, um alsdann seiner höheren Bestimmung sich mit innigerer Leidenschaft hingeben zu können, um die drohende Wirklichkeit zu beherrschen, um an den Freuden der Natur, der Großstadt, der menschlichen Gemeinschaft mit verfeinerten Sinnen und Nerven sich zu erfreuen, – statt dessen ließ der Mensch die selbstgeschaffene Wirklichkeit zur einzigen Dominante seines Lebens anschwellen, die, von außen herschallend, alle Stimmen seines Selbst überhallte, die Freuden- und Leidenseligkeit des Daseins niederbrüllte, Staatenbildung, das Leben der Menschen miteinander auseinanderblies. Denken und Tun, Staatspolitik und Familienleben läßt er von dieser imaginären Realität härter und demütigender beherrschen, als je von einer absolutesten Monarchie oder einer orthodoxesten Religion (von denen sich losgekämpft zu haben doch sein mannhaftester Stolz ist) – und als Spiegelbild der vermeintlichen Wirklichkeit schuf er sich ein voranleuchtendes Spiegelbild in der Presse, die aus einer Großmacht allmählich für ihn zur Allmacht wird.

Aus diesem Bürgertum aller Stände aufwachsend irrt der junge Dichter in der neuen Wirklichkeit umher. Entzückt,

verwirrt und begeistert erlebt er den prachtvollen Mechanismus der großen Staaten, großen Städte, großen technischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten . . . Durch Abenteuer der Leidenschaft und des Geistes will er ihn ergründen, sich, alle Möglichkeiten des Seins durchlebend, durch den Genuß der Realität erhöhen – und erkennt, daß er in die Macht der malmenden Turbine gezerrt wird, deren lenkende Beherrschung das Menschengeschlecht verlor, sobald es sich Probleme, Sorgen, Strebungen von den Erscheinungen der imaginären Wirklichkeit und ihren Beziehungen diktieren ließ.

Diesem Mischgefühl von Entzücken, Enttäuschung und Abscheu des Menschen in der neuen Wirklichkeit entströmte die jüngste Dichtung. Wenige Dichter nur flüchteten überhaupt aus der Realität hinweg, und das Motto „l'art pour l'art" blieb stets mehr ein Schlagwort Mißgünstiger als ein praktisches poetisches Rezept. Während Hofmannsthal die moderne Wirklichkeit verließ, um auf der Ebene einer anderen Umwelt tiefere Wirklichkeit um so offenbarer sich entfalten zu lassen, löste Walser sie in anmutiges Idyll voll zarter Genüsse, Altenberg zum Paradies weiser, zärtlicher, beseligender Gefühle, überwölbte die Lasker-Schüler sie mit den Bildern biblischer Sinnlichkeit, türmte sie Theodor Däubler (wie stiller und inniger Oscar Loerke) aus Landschaft und wanderndem Durchleben zu zyklopischen Hymnen immanenter Metaphysik und Ethik, ließ sich Walter Calé melancholisch als reifer Jüngling aus ihr hinweggleiten, und Georg Trakl durchschwebte sie wie hyazinthenen Traum aus Trauer, Herbst-Farben und mildbeglückender Natur.

Andere, Werdende, leiden wilder und verzweifelnder an der Wirklichkeit, schreiten aus Straßen und Cafés, aus Vorstädten und nächtlichen Ausschweifungen, schreiend und höhnend, sehnsüchtig betend, sich marternd, um sich schlagend, speiend, mit Lärmen und Stöhnen den Passionsweg zum Geist.

Manchem scheint sie sexualer Wirbel, in dem, so bei Franz Jung, aus Düsternis tauchend, Mann und Frau gegeneinanderragen, sich zerpeinigend, zerstechend, ohne, wiewohl sie's ersehnen im Geist, einander helfen zu können, gut und mild zu sein. Es zieht Ehrenstein auf Erden umher, der ewige Schlemihl, zermürbt und trotzig ... problemlos, lichtlos wie ein großes Leid lastet die Welt auf ihm, jedes Tun wird zum Schmerz, jedes Gefühl zur Qual ... selbst die phantastische Welt, in die zu fliehn er versucht, schwillt zu Alpdruck, und der Kosmos ist erfüllt von Peinigungen, die unbarmherzig auf ihn niederstrahlen. Alfred Lichtenstein löste sich die Welt der süßen Genüsse und tiefen Qualen zu tragischer Groteske. Während Paul Boldt einen zur Versöhnlichkeit neigenden Boxkampf mit der strotzenden Sinnlichkeit der Realität aufführt, steht Alfred Wolfenstein in der versteinerten Stadt und ruft, einsam, nach Freunden, zieht sich die Unzulänglichkeiten der gottlosen Jahre der Jugend, die fest gewachsen sind wie seine Haut, von Leib und Seele, und ringt mit härtester Anstrengung aus der dumpfen Wirrnis der Wirklichkeit den Geist zur Klarheit und Gemeinschaft empor. Übertönt werden alle von den ungeheuerlichen Ausbrüchen der wüststrotzenden Begabung Bechers, den Verfall und Triumph der auf ihn schamlos eindringenden Umwelt zu den zerhackten, hinausgeschrienen, schwebenden, dröhnenden Versen eines fäkalischen Barock,

zum anklagenden Taumeltanz auf dem verwüsteten Leib der Gegenwart aufreizt, — bis er, aufgerafft, neuestens das junge Europa zum Kampf gegen das alte aufruft.

Der die Furchtbarkeit und brodelnde Sinnlichkeit der überall andringenden Realität als eine ungeheuer drohende Vision zuerst empfand, war Georg Heym, in dem aber die Kraft tobte, mit mächtiger Faust sie kurz und klein zu schlagen, zu verschlingen und dann auszuspeien, so daß sie wiederum zum furchtbar aufgezackten Monument düsterbunter Farben über Zusammensturz und Leichenfeld sich auftürmte. Nicht war ihm die Schwebeleichtigkeit Walter Hasenclevers gegeben, der durch lyrische Explosion über die Realität sich hinausschleudern läßt, in graziösem Schwunge hinfliegend, so daß ihm das genossene Objekt entschwindet und nur Gefühl bleibt, welches er liebt, so sehr liebt, daß er nicht die Geliebte, sondern die Liebe (in ihren Variationen) liebt, daß er, der Sohn, den Haß des hassenden Vaters haßt. Durch seine Dichtung spielt sich in unendlichen Melodieen Leidenschaft und Verzweiflung des Jünglings, der das Abenteuer nicht dem Genuß, sondern der Vollendung des Geistes zuliebe krampfhaft sucht.

Wie Heym in stilleren Stunden des dröhnenden Daseins, bevor ihn der oft besungene Schrecken der Wirklichkeit in das Eis des Sees hinabschluckte, mit der mildernden Melodie Hölderlins das zerrüttende Düster zu klären begann, so suchte mancher der jüngeren Dichter, bewußt und stetig, Erlebnis und Erscheinung in der Wiege der Strophen Klopstocks und Hölderlins ins Geistige zu heben, so Rudolf Alexander Schröder, Albrecht Schäffer, Paul Kraft, dunkler und schimmernder Georg Trakl, verbissen selbst Ehrenstein und zu gewaltigster

Musik anschwellend bisweilen Werfel. Einer, der sich einst durch die Straßen der steinernen Stadt wehen ließ, mit sicherer und kritischer Hand fast spielerisch ihre Bilder und Bewegungen in Verse faßte, Ernst Blaß, sucht nunmehr, sich abkehrend von der Stadt-Welt, die einst ihn beglückte, in menschlicher Einsamkeit das Wesen tieferer Welt mit feierlichen Gesängen geschlossenster Form zu entschleiern. Auch Robustere verschiedenster Art und Kraft (Zech, Lotz, Benn, Klemm, Leonhard), bohren sich immer tiefer und wilder — einige mit mystischer Verzückung — in die Erscheinungen von Landschaft, Stadt und Körper ein, deren Tatsächlichkeit und Silhouette abzuzeichnen sie anfangs sich begnügt hatten.

Die Entwicklung der letzten Jahre, aus Qual und Schrei, aus Bewunderung und Hohn, Analyse und Verehrung hinzudringen zum Wesentlichen, zur Essenz nicht nur der Erscheinung, sondern des Seins, offenbart sich (um auf ein klares und eindringliches Beispiel zu weisen), in der Gestalt Ernst Stadlers, der — hatte er den frühen Tod des Schlachtfelds geahnt? — schließlich aus den Erscheinungen der modernen Welt eine zarte, innige Frömmigkeit saugte und in edler Erkenntnis sich den angelischen Spruch: Mensch, werde wesentlich! voransetzt, jenen bekennenden Spruch, der nicht nur über seinem Werke stehen kann, sondern über einer Generation, der Karl Kraus den erweckenden Posaunenstoß erschallen ließ, der Werfel als begeistert Erwachter voranschreitet.

Was in der Lyrik unbewußter, schmerzhafter, aber um so brennender, explosiver sich entfaltet: der Kampf des geistigen Menschen in der Wirklichkeit (was sich als Stammeln und

Schreien bis zu endlich geklärterer Form in der Zeitschrift „Aktion" darstellt) entwickelte sich ruhiger und sachlicher in der Prosakunst. Max Brod hat zum erstenmal das Problem geschärft und konsequent im Roman „Schloß Nornepygge" durchgeführt, den geistigen Helden nacheinander allen Variationen der Realität gegenüberstellend, der trotz seiner intellektuellen Überlegenheit dennoch ohnmächtig, tatlos, ratlos verharrt und vergeht. An eigener Menschlichkeit durchlebte Max Brod in mannigfachen Kunstgebilden mannigfachen Wertes diesen Kampf, bis auch er, wie Jüngere, erkennt, daß das Problem des geistigen Menschen in der Welt nur durch ethischen Gewaltstreich zu lösen ist. Einstein im „Bebuquin" schob den Konflikt bis dahin, wo das Geistige in den Nihilismus schwindet, jede Brücke zwischen Realität und Geist einstürzt, so daß dem ganz zum Intellekt Vereisten die Welt taumelnde Groteske, bestenfalls Mittel zum Denken wird.

Ebenso klar wie als stoffliches Problem läßt sich die Auflösung der Realität durch den Geist in der (äußeren? nein innersten!) Form der jüngsten Prosa erkennen. René Schickele in der Folge seiner Dichtungen zeigt die Wandlung deutlichst: die erst impressionistisch gefaßte Umwelt schwindet hier sichtlich in eine höhere, in der die Gesetze der Realität nicht gelten, das Sinnliche schwillt ins Phantastische, die bürgerliche Empfindung wächst zu überirdischer Intensität, die Handlung schwindet, und gewaltig steigt die Verknüpfung mit dem Absoluten, dem Typischen empor ... Bis in der bald zarter, bald beruhigter, bald beschwingter, bald erregter sich ausdrückenden Prosa Ferdinand Hardekopfs, Robert Musils, Philipp Kellers,

H. E. Jacobs, Leonh. Franks, Franz Kafkas, Georg Heyms, Arnold Zweigs jene Realität, die der Realismus mühsam mit qualvoller Abschilderung der Umwelt, mit schriftlicher Nachahmung der dialektisch oder nach Ständen gefärbten Rede wiederzugeben suchte, sich durch die Beherrschung und Umgebärung im Geist ganz zur Selbstverständlichkeit, zu schwebender Sicherheit zerlöste, löste, erlöste. Dem virtuosen Erzählertalent Kasimir Edschmids gelingt die Verwandlung mit kräftigerem Mittel: er schabt den Flitter der Wirklichkeit ab, daß die Späne fliegen und wehrlos sich das Wesen bewegt enthüllt. Während die Realität in den Novellen Wolfensteins, Benns fast sichtbar durch den Geist zerrieben, zersetzt, auseinander und ineinander zerschoben wird, ist sie in Leonhard Franks Erzählungen durch intensivste geistige Durchdringung so selbstverständlich, fast nüchtern, anscheinend mühelos zur Realität der Kunst umgeboren, daß diese eigentlich nicht realistische Kunst als naturalistisches Meisterwerk gepriesen werden konnte. In der Prosa dieser Erzähler wird das Dickkleberige, Chaotische der Realität durch den Filter des Geists ausgeschieden, es entschält sich jene feinste dynamisch bewegte Substanz, die wiederum, um sinnlichen Ausdruck zu finden, des Substrats der sinnlichen Erscheinung bedarf, – also Farben, körperliche Formen, Töne der faktischen Erscheinung entnimmt. –

Die summierende Aufführung einzelner Dichter sollte die apodiktische These des Anfangs dieser Betrachtungen erläutern; nachdem versucht ist, die jüngste Dichtung als Totalität, als gemeinsamen Aufschwung des Geistes aus der umschließenden Realität nachzuweisen, darf sich die Erörterung wieder ins Allgemeine wenden. Es muß darauf

verzichtet werden, zu zeigen, wie sich parallel der Dichtung die jüngste Malerei in ähnlich stammelnden, explosiven, grenzensprengenden und doch oft antikisch geschlossenen Formen und Experimenten entwickelte bis zur Auflösung der Erscheinung ins abstrakteste, geometrische Gebilde, um zum Wesen, zum stärksten Ausdruck, zu innerster Bewegung zu dringen. Und man horche auf, wie die dritte, absoluteste der Künste, die Musik, aus ihrem jenseits aller Realität schwebenden Reich in die (scheinbar nur durch das Wort zum Ausdruck gelangende) Dichtung einströmt. Nicht aber als das realitätsnachahmende Motiv und das Wirklichkeitsbeziehungen nachbildende Netz thematischer, schematischer Verknüpfung, sondern in ihrer absoluten Form als unendliche Melodie, als Wollust der tönenden Bewegung, die fühlende Erinnerung an paradiesische Zeiten erzeugt. (Was in Werfels Dichtungen am überwältigendsten in Erscheinung tritt.)

In den zerhackten, hymnischen, antikisch beherrschten, musikalischen, prophetischen, manifestatorischen jüngsten Dichtungen wird der Determinismus der Wirklichkeit überwunden nicht durch den psychologischen Individualismus, sondern durch die Erhöhung des Individuums vermittelst des Ausbruchs allgemeinster Gefühle, Leidenschaften und Tugenden. (Die psychologische Analyse ist immer nur erste Anbohrung ins Wesen des Wesentlichen.) Die Umarmung, Zersetzung und Neuschöpfung der Realitätserscheinungen geschieht, um Wesen, Herz und Nerv der Dinge, um mit der Hülle zugleich den Kern zu fassen, der sich in quellender Emporreife offenbart, meist aber explosiv, unter krampfhafter Eruption, nicht selten unter Zersprengung der Form

sich entschleudert. Die Entwicklung zu äußerster Differenzierung, die einigen Übergangskünstlern Selbstzweck war, wird Mittel einerseits zu inbrünstigerer Erfassung der Totalität, andererseits zur Verstärkung der Intensität des Ausdrucks, des Ausbruchs.

Drum blüht und strahlt aus der auf Totalität gerichteten Kunst das allgemeinste Menschliche, das für uns das Göttliche bedeutet, eindringlicher und leuchtender hervor, als aus der von der Einzelheit ausgehenden, den Spezialfall konstruierenden Experimentalkunst der früheren Epoche. Es entkräftet sich also von selbst der von Gegnern der jüngsten Dichtung erhobene Einwand, sie sei „fremd unsrer Zeit". Der Kampf der sogenannten realistischen Dichtung war soziale psychologische Bemühung, der Wille der jüngsten Dichtung war zunächst ein geistiger Kampf gegen die imaginäre Wirklichkeit ... Die Erkenntnis aber, daß ein gänzliches Auflösen ins Geistige Indifferentismus und Nihilismus erzeugt, führt diese Dichtung, nach der Eroberung der Welt durch Hirn und Abenteurer, durch die glühende Inbrunst des Gefühls, durch die Agilität des Geistes, auf vielen Wegen, aber, wie es scheint, in jedem Fall, ins Reich des Ethischen. Es erwacht in ihr wieder, lang verachtet, der jähe Aufbruch des großen Gefühls, das Pathos, es ertönt der Schrei verschütteter Verzweiflung, der melancholische Klagegesang des Einsamen, vor allem aber das sehnsüchtige Erhoffen, die prophetische Verkündigung allgemeinster menschlicher Tugenden und Gefühle: Güte, Freude, Freundschaft, Menschlichkeit, Schuld und Verantwortung.

Philosophisch zugespitzt (und keineswegs neuartig) ließe sich sagen: Der im Kampf mit der Wirklichkeit zum Be-

wußtsein seiner selbst gelangte Geist setzt das Ethische als Notwendiges (weil Ursprüngliches, Allgemeinstes) zur Beherrschung der Realität und zur Bindung der durch den schaffenden Geist isolierten Menschheit.

Wenn du, Mensch, dich, gut zu sein entscheidest,
Wirst den Weltenlauf du umgebären. (Max Brod)

Die jüngste Dichtung, die (wiederholend sei's ausgesprochen) nicht Erscheinung und Ornament, sondern Wesen, Herz und Nerv erstrebt, die gegen eine von außen oktroyierte Wirklichkeit ein intensiveres, edleres, es sei gewagt zu sagen, besseres Sein erkämpft, ist schließlich — und wird sich dessen immer bewußter — eine politische Dichtung — politische Dichtung höherer Art, denn sie müht sich nicht um Sturz und Sieg politischer Parteien und Personen, sondern um eine Politik der Menschheit und der Menschlichkeit, aus der allein nach dem gegenwärtigen Chaos wie in der Kunst so auch in der Staatengestaltung die notwendige Formung folgen kann.

Es begann eine Philosophie, die sich von der Kritik der Erkenntnis abwandte zur Kritik der Phänomene der Menschlichkeit. Aus geschmeidigen und anmutig-gelehrten Betrachtern der Kunst entwickelten sich Polemiker eines enthusiastischen, impetuosen Stils. Manifeste und Programme gegen die Zeit für die Zeit versuchten, stumpfe und verhärtete Herzen zu entzünden. Es ist im Grunde derselbe Furor, dasselbe lodernde Pathos, das sich in der stürzenden Leidenschaft Karl Kraus' gegen die imaginäre Wirklichkeit und ihre Puppen offenbart wie im explosiven Gestammel und Aufschrei jüngster Versuche der Dichtung und bildenden Kunst, wie in der inbrünstigen Flucht

mancher aus der faktischen Wirklichkeit zum absolutesten menschlichen Gut: der Musik, wie in den mit antikischer Beredsamkeit menschliches Verantwortlichkeitsgefühl predigenden Stimmen Georges und Borchardts.

Dieser Kampf, diese Sehnsucht, dies Pathos, von all dem hier gesprochen wurde, bricht — wie gleichzeitig in französischer und tschechischer Poesie — aus der Schar der jüngsten Deutschen am gesammeltsten und glühendsten in der Dichtung Franz Werfels hervor, dessen Bedeutung nicht, wie viele rühmen, darin besteht, daß er die Totalität der Welt und des Seins mit freundlichem Wohlwollen sammelt und wiederum aus den Gebilden seiner Kunst ausstrahlen läßt, sondern: daß er das ethische Gewitter unserer Epoche ist, Dichter und Prophet zugleich (ein Prophet, der kein Dichter ist, bleibt ebenso stumm und starr, wie ein Dichter, der kein Prophet ist), der aufrüttelnder, aber süßer und verheißender die Fanfare tönen läßt als seine Mitkämpfer. In seiner Dichtung schließt Ost und West sich zu einem Dach, unter dem alle Menschheit hausen kann, und die große Linie von Laotse über die Antike, das Urchristentum, Neuplatonismus, Pascal und Dostojewski zu der höheren Gemeinschaft der deutschen klassisch-romantischen Epoche schwillt erneut als breiter, beglückender Strom in die zerreißende Mannigfaltigkeit unserer Zeit, Gefühle musikalisch daherrauschend, die nicht die Menschen trennen, sondern sie binden und einen.

Und hier wiederum weist die jüngste Kunst ins Politische, denn sie wirkt hin auf jene geistige und ethische Einung der Deutschen, die, von den klassischen und romantischen Dichtern noch als die einzig mögliche deutsche Einigung

erachtet, erhofft und beinahe erreicht, nach der über Erwarten schnell geschehenen politischen Bindung Deutschlands wieder verloren ging. Diese Kunst der Aufrüttelung des Geists durch den Geist und des aus ihm neu geborenen Ethos treibt uns abermals hin zu jener fast vergessenen höheren Gemeinschaft, die nicht nur die geistig-sittliche Einigung der Deutschen bedeutet, sondern – vielleicht – des erdbewohnenden Menschengeschlechts.

# Rabindranath Tagore

## Schriftstellerei

Du sagst, daß Vater eine Menge Bücher schreibt, aber was er schreibt, versteh ich nicht.

Er hat dir den ganzen Abend vorgelesen, aber konntest du wirklich herausbekommen, was er meinte?

Welch schöne Märchen, Mutter, kannst du uns erzählen! Warum kann Vater nicht so schreiben?

Hat er niemals von seiner eignen Mutter Märchen gehört von Riesen und Elfen und Prinzessinnen?

Hat er sie alle vergessen?

Oft, wenn er spät kommt zum Baden, mußt du gehn und ihn hundertmal rufen.

Du wartest und hältst sein Essen warm für ihn, und er schreibt weiter und vergißt.

Vater spielt immer Büchermachen.

Wenn ich je spielen gehe in Vaters Zimmer, kommst du und rufst mich: „Was für ein schlimmes Kind!"

Wenn ich den leisesten Lärm mache, sagst du: „Siehst du nicht, daß Vater arbeitet?"

Was hat das für Sinn, schreiben und immer schreiben?

Wenn ich Vaters Feder oder Bleistift nehme und in sein Buch schreibe, gerade wie er — a, b, c, d, e, f, g, h, i, — warum wirst du dann böse mit mir, Mutter?

Du sagst nie ein Wort, wenn Vater schreibt.

Wenn mein Vater solche Haufen Papier verwüstet, Mutter, scheint es dich gar nicht zu stören.

Wenn ich aber nur einen Bogen nehme, um mir ein Schiff draus zu machen, sagst du: „Kind, wie du einen quälst!"

Was hältst du von Vaters Bogen und Bogen-Verderben mit schwarzen Zeichen, über und über auf beiden Seiten?

## Der böse Postbote

Warum sitzest du hier auf dem Boden so still und schweigend, sag mir, Mutter lieb?

Der Regen kommt herein durch das offene Fenster, macht dich ganz naß, und du merkst es gar nicht.

Hörst du den Gong vier schlagen? Es ist Zeit für meinen Bruder, daß er heimkommt aus der Schule.

Was ist dir geschehn, daß du so fremd ausschaust?

Hast du heut keinen Brief von Vater bekommen?

Ich sah den Postboten Briefe bringen in seinem Sack, für jeden fast in der Stadt.

Nur Vaters Briefe behält er, um sie selber zu lesen. Ich bin gewiß, der Postbote ist ein böser Mann.

Aber sei nicht unglücklich darüber, Mutter lieb.

Morgen ist Markttag im nächsten Dorf. Du sagst deinem Mädchen, daß sie Federn und Papier kauft.

Ich selbst will Vaters Briefe schreiben; du wirst nicht einen einzigen Fehler finden.

Ich werde vom A drauflos bis zum K schreiben.

Doch, Mutter? was lächelst du?

Du glaubst nicht, daß ich so schön schreiben kann wie Vater?

Aber ich werde mein Papier sorgfältig linieren und alle Buchstaben schön groß schreiben.

Wenn ich mein Schreiben fertig habe, meinst du, werd' ich so dumm sein und es hineinwerfen in des gräßlichen Postboten Sack?

Ich werde es dir selber bringen, ganz rasch, und Brief für Brief dir meine Schrift lesen helfen.

Ich weiß, der Postbote gibt dir nicht gern die wirklich netten Briefe.

## Mitgefühl

Wenn ich nur ein kleines Hündchen wäre, nicht dein Kindchen, Mutter lieb, würdest du „Nein" zu mir sagen, wenn ich es wagte, von deiner Schüssel zu essen?

Würdest du mich wegjagen, zu mir sagend: „Mach dich fort, du garstiges, kleines Hündchen?"

Dann geh, Mutter, geh! Ich will nie mehr zu dir kommen, wenn du mich rufst, und mich nicht mehr von dir füttern lassen.

Wenn ich nur ein kleiner grüner Papagei wäre und nicht dein Kindchen, Mutter lieb, würdest du mich an der Kette halten, damit ich nicht wegfliegen kann?

Würdest du mir mit dem Finger drohen und sagen: „Was für ein undankbarer Racker von einem Vogel! Er knabbert an seiner Kette Tag und Nacht?"

Dann geh, Mutter, geh! Ich will fortlaufen in den Wald; ich will nicht mehr, daß du mich wieder in deine Arme nimmst.

## Der erste Jasmin

Ah, dieser Jasmin, dieser weiße Jasmin!

Mir ist wie am ersten Tag, da ich meine Hände füllte mit diesem Jasmin, diesem weißen Jasmin.

Ich habe die Sonne geliebt, den Himmel und die grüne Erde.

Ich habe das rieselnde Rauschen des Flusses gehört durch das Dunkel der Mitternacht;

Herbstsonnenuntergänge sind zu mir gekommen an eines Weges Biegung in einsamer Öde wie eine Braut, den Schleier hebend zum Empfang des Geliebten.

Und doch ist mein Erinnern noch süß von dem ersten weißen Jasmin, den ich in meiner Hand hielt, als ich ein Kind war.

Manch froher Tag ist in mein Leben gekommen, und ich habe gelacht mit Spaßmachern in festlichen Nächten.

An grauen Regenmorgen hab ich manch müßig Lied gesummt.

Ich habe um meinen Nacken getragen den Abendkranz aus Bakulas, von Händen der Liebe geflochten.

Und doch ist mein Herz süß von dem Erinnern an den ersten, frischen Jasmin, der meine Hände füllte, als ich ein Kind war.

## Das Geschenk

Ich möchte dir was schenken, mein Kind, denn wir treiben auf dem Strom der Welt.

Unsre Leben werden auseinandergehn, und unsre Liebe wird vergessen werden.

Aber ich bin nicht so töricht, zu hoffen, ich könnte dein Herz mit meinen Geschenken kaufen.

Jung ist dein Leben, dein Pfad lang, und du trinkst die Liebe, die wir dir bringen, auf einen Zug und kehrst dich um und läufst weg von uns.

Du hast dein Spiel und deine Gespielen. Was tut's, wenn du nicht Zeit, nicht Sinn für uns hast.

Fürwahr, wir haben Muße genug im Alter, die Tage zu zählen, die vergangen sind, in unsern Herzen zu hätscheln, was unsre Hände für immer verloren haben.

Der Fluß läuft schnell mit einem Lied, alle Schranken durchbrechend. Aber der Berg steht und erinnert sich und folgt ihm mit seiner Liebe.

## Das Ende

Es ist Zeit für mich, zu gehen, Mutter. Ich gehe.

Wenn du im fahlen Dunkel der einsamen Dämmerung deine Arme ausstreckst nach deinem Kindchen im Bett, werd ich sagen: „Kindchen ist nicht da!" – Mutter, ich gehe.

Ich werde ein zarter Lufthauch werden und dich liebkosen; und ich werde das Kräuseln auf dem Wasser sein, wenn du badest, und dich küssen und wieder küssen.

In der Sturmnacht, wenn der Regen auf die Blätter prasselt, wirst du mein Flüstern hören in deinem Bett, und mein Lachen wird mit dem Blitz durchs offene Fenster in dein Zimmer leuchten.

Wenn du wach liegst, an dein Kindchen denkend bis spät in die Nacht, werd ich singen zu dir von den Sternen: „Schlaf, Mutter, schlaf."

Auf den irrenden Mondstrahlen werd ich mich über dein Bett stehlen und auf deiner Brust liegen, während du schläfst.

Ich werde ein Traum werden, und durch die kleine Öffnung deiner Augenlider werd ich in die Tiefen deines Schlafes schlüpfen; und wenn du aufwachst und bestürzt herumschaust, werd ich wie ein glitzernder Leuchtkäfer hinaus ins Dunkle schwirren.

Wenn zum großen Puja-Feste die Nachbarskinder kommen und herumspielen im Haus, werd' ich in die Musik der Flöte schmelzen und in deinem Herzen schlagen den ganzen Tag.

Die liebe Muhme wird kommen mit Puja-Geschenken und wird fragen: „Wo ist unser Kindchen, Schwester?"

Mutter, du wirst ihr leise sagen: „Es ist in den Sternen meiner Augen, es ist in meinem Körper und in meiner Seele."

Übertragen von Hans Effenberger

## Otokar Březina

### Gebet für die Feinde (1897)

Dein mächtiger Wille stieß aus unsern steinfahlen Wangen
das Blut ins Antlitz der Feinde,
und das Augenleuchten der Feinde machtest Du klar wie die Sterne
durch unsere Wolken.
Aus unsrem Schweigen flatterte auf ihr Jauchzen,
unserer Grabblumen Knospenluft
sogen sie ein als süßesten Duft.
Aber unser Gespenst
schlich in ihr Träumen, kroch in den Reigen ihrer Lieder, Tänze,
und im einsamsten Schweben erlebten sie unsre Begegnung.

Deines Geheimnisses Schatten senkte sich kalt
— unserer Seelen Zwiespalt ist alt!
Unser reinstes Licht, das Du den Blicken entzündet,
beschlug urschrill ihren Spiegel,
und der Sommer ihrer reif tosenden Ernte flammte empor,
Steppenbrand unseren Fluren.
Ihrer Stimme entfaucht Hauch glüher Winde,
die von altersher uns wirbelnde Stürme brachten,
Leid verschütteten Weinens, verzweifelt Gewimmer der Trümmer.

Gefahren schimmert ihr Lächeln,
vom Gedenken umwittert sangloser Siege Toter;
ach, ihre Düsterstirnen spiegeln den Schatten
unenträtselter Tode, verhängt vor Äonen.
In unsern und ihren Hirnen ringen verkrallt

die Stimmen der Tiefen, Echo der Vätergedanken,
Vermächtnis in Trauer und Schuld erstarrten Blutes.
Deines Geheimnisses Schatten senkte sich kalt
— unserer Seelen Zwiespalt ist alt!

Allgegenwärtiger: Lächeln ewigen Segens!
Endlos Umarmen unendlicher Welten!
Singender Pulsschlag der Herzen und Himmel!
Flamme stürzender Lust hinlöschender Augen!
Du, des Liebe gleich feurigem Schwefel grellt in die Gärten irdener Liebe,
: Wir beten Gebete für Feinde, die wider uns schreiten im Lichtstreit des Lebens,
für Feinde jenseits unserer Kreise, unbekannt ob Entfernung Zeit und des Todes,
und für Feinde, die an künftigen Morgen harren des Morgens unseres Stammes!
Deines Geheimnisses Schatten senkte sich kalt
— unserer Seelen Zwiespalt ist alt!
Wege zu Dir sind unsere Siege
— unsichtbar Siegen ist unser Besiegtsein.
Im Schwertgeklirr rauscht der Brudergesang sich mystisch umarmender Ähren!
Der Du Samen in blutigen Händen läßt aufblühen in Lilienweiße,
in der Freunde und Feinde bereitem Stahle
aller Morgen gemeinsame Sonne strahle!

Zahllose Flammen, von Ewigkeit wallend, verzehren das Dunkel,

unter ihnen die Sonne und der unbegreifliche Durst aller Welten!
Aber es wälzt sich immer aufs Neue aus kosmischen Höhen wider das siegende Lichtmeer.
Unsere Schmerzensschreie tönen dann wohl wie braves Summen der Bienen,
die da nahen den Stöcken mit holdem Honig, geerntet auf Zeitengefilden.

Deinen geheimnisvollen Feldzug, Führer, den Fähnlein hast Du befohlen,
gabst uns Helden, zu schauen über Zeiten und Aberzeiten,
ihre Blicke brachen nicht im Wandel der Stoffe,
das Lispeln ihrer Befehle ward zum Gewitter im Widerhall aller Tiefen,
Kraft gabst Du unserem Angriff, als des Lichtes Bereiche dröhnten von unseren Schritten,
Kraft dem feindlichen Arm, als wir die Siege des Morgens entwarfen bei nächtlichen Fackeln.
Neblig im Sonnensterben bangen unsere Tage.
Rosen säet auf die Fluren der Feinde unser Ermatten.
So irrt unser Weg bis zu den Grenzen der Zeitengebreiten.

Ewiger!
Schmerz aller Siege wälzt sich qualmend zu Dir im Azur anblühender Zukunft,
ein beschwörendes Opfer,
und all die gefalteten Hände, von Tränen erleuchtet, rufen nach heiligem Freispruch.
Süß mach unsere Liebe, der Menschen Zahl niemals verringernd, immer nur mehrend!

Daß wir, stiller vor Schmerz, in der Seele gewahren die Quelle des Lichtes,
Schmerz und Licht sind Formen der Seele — Dein das Geheimnis!
Siehe, wir leugneten Liebe: da welkte der Rosenregen der Küsse auf Lippen der Kämpfer.
Aber in den Mittag des Ringens sing uns endlich Klingen
ätherischen Jubels im Tode versöhnter Seelen!
Euch Wangen, entflammt von der Erbschuld, kühle der Tau des
Neuen Schattens,
in dem sich die feindlichen Seelen umhimmeln innigen Gattens.

Nachdichtung von Albert Ehrenstein.

## Francis Jammes

### Gebet um einen letzten Wunsch

O daß ich einst, mein Gott, so wie im Märchen,
Die Braut zur weißen Hochzeit führen dürfte
Aufs Moos der Bäume, das der Sommer färbt mit Silberschein.
Die Kinder, unter riesigen Blumensträußen, stolpern hinterdrein,
Den sanften Ahnen folgend, die in strengen Kleidern vorne gehn.
Und eine große Ruhe wird um alle offnen Stirnen stehn,
Die alten Damen werden nur zerstreut

Die goldnen Ketten ihres Mieders auf- und niederschwingen,
Und in den Rüstern werden Meisen singen
Auf unser festlich Herz herab, das fromm von Rührung übergeht.
Ich bin ein niedrer Werkelmann und kein Poet.
Ich werde meinen Bohrer in das duftend rosige Holz der Buchen drehn,
Mein Weib wird nah am offnen Fenster sitzend nähn
Im blauen Licht der Winden, die sich auf- und niederwirren,
Und bei den Wespen, die wie fliegend Feuer sie umschwirren.
Ich bin des Lebens satt im Geist und in Verworrenheit,
Mein Leben, Gott, sei fürder deinem Dienst geweiht,
Und von dem lustigen Hobel werden meine Tage gleiten
Hin zu den Sonntagsglocken, die im Himmel aufgeblüht.
Ich sage zu den Kindern: Geht, der Amsel Futter zu bereiten,
Sobald sie flügge ist, soll sie in Freiheit fliegen.
Dann mag sie zwischen grünen Perlen froh sich wiegen,
Die lachend über blauen Haselstrauch der Regen sprüht.
Ich sage zu den Kindern: Heute ist Neujahr,
Am Abend müßt ihr den Großmüttern schreiben,
Die zitternd ihre harten, hellen, überfurchten Stirnen
Auf ihrer Enkel liebe Worte neigen werden.
Mein Leben ohne Lärm, mein Sterben ohne Ruhm.
Man wird mich still begraben, nur die Dörfler werden um mich sein
Und Mädchen weißgekleidet aus der Kinderschule.
Nichts, als mein Name, o mein Gott, auf einem schlichten Stein

Wird meinen Kindern sagen, hier zu beten.
Und gib, mein Gott, daß, wenn einmal durchs Dorf
Ein Dichter kommen mag, nach mir zu fragen,
Man ihm antworte: Nein, wir wissen nichts zu sagen.
Doch wenn (o Gott, dies eine mußt du für mich tun)
Einst eine Frau desselben Weges kommt,
Um Blumen, die sie bei den Namen kennt, aufs Grab zu tragen,
Daß einer meiner Söhne dann aufstehen mag, und ohne sie zu fragen,
Weinend sie an die Stätte führe, wo dereinst ich werde ruhn.

Übersetzt von Ernst Stadler.

# Namenregister

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

# Die Weißen Blätter

## Herausgegeben von René Schickele

Eine Monatsschrift

Einzelpreis M. 2.—. Halbjährlich M. 10.—.

Die Weißen Blätter beginnen mit dem Januar-Heft den dritten Jahrgang. Beim Ausbruch des Krieges hatten die Zeitschrift und ihre Freunde vier Monate lang einander den gewaltsam anstürmenden Ereignissen des Krieges überlassen. Sie haben dann im Januar den unterbrochenen Weg wieder aufgenommen, der, wenn auch durch Schrecken, dennoch, und vielleicht sogar klarer, als vorher zu sehen war, in ein neues Deutschland führt. Damals schrieben wir: es dünkt uns schön, mitten im Kriege mit dem Wiederaufbau zu beginnen und zu helfen, den geistigen Sieg vorzubereiten. Die europäische Gemeinschaft scheint heute vollkommen zerstört – sollte es da nicht Pflicht aller sein, die keine Waffen tragen, mit Bewußtsein bereits heute so zu leben, wie es nach dem Kriege die Pflicht eines jeden Deutschen sein wird? Wir treten ein für einen Imperialismus des Geistes, ob nun, nach einem Wort Kürnbergers, das

Schwert dem Geist den Weg bereite, oder der Geist befestige, was das Schwert erobert hat, und darum können wir heute wiederholen, was in einer ersten Ankündigung unserer Zeitschrift gesagt wurde: „Die Weißen Blätter wenden sich an Leser, denen ein starkes Gefühl der Verantwortung und der opferheischenden Pflicht innewohnt.“ Wie die Weißen Blätter dieses Programm erfüllt haben, zeigen die umseitig abgedruckten Besprechungen besser, als wir es selber an dieser Stelle zu sagen vermögen.

## Einige Pressestimmen über die Weißen Blätter

Neue Zürcher Zeitung: Das Echo der blutigen Zeit klingt in diesen Blättern der jüngsten dichterischen Jugend Deutschlands so ernst und doch so mit Hoffnung und edlem Wollen zusammen, daß wir gut tun, auf diesen Ton zu achten. – Wer die Gedanken der wertvollsten deutschen Jugend kennen lernen will, kann an ihrer Literatur nicht vorübergehen. – Darum seien Suchende auf die „Weißen Blätter“ verwiesen.

Straßburger Post: Die stattlichen Hefte enthalten eine Fülle gediegenen Lesestoffes in Prosa und Poesie. – Die Jungen und Neuen, die hier zu Worte kommen, sind nicht Vorläufer und Stürmer und Dränger, sondern die produktive Generation unserer Tage, ein neuer Ausdruck des ewig schaffenden und formenden Geistes. Die „Weißen Blätter“ im Buch der Weltliteratur sind schon oft vollgeschrieben worden. Hier fängt nur eine neue Seite an. Aber es ist eine Seite, die man nicht überschlagen darf, die sich durchsetzen und Beachtung finden wird.

Weser-Zeitung: Eine Zeitschrift, die unter der Schriftleitung René Schickeles eine erfolgreiche Sammlung der besten Elemente im jungen deutschen Schrifttum einleitete.

Wiesbadener Tagblatt: Vornehm gehalten, modern, jedem, dem ernstesten Wissenschaftler wie feinsinnigsten Ästhetiker, eine Fülle des Interessantesten bietend, haben sich „Die Weißen Blätter“ einen der ersten Plätze unter der stattlichen Zahl der Zeitschriften erstritten.

Leipziger Tageblatt: Die „Weißen Blätter“ haben sich zweifellos eine führende Stellung erobert. René Schickele weiß es, Talente zu fassen. Mögen recht viele diese ernsthafte Zeitschrift lesen, denn, wenn irgendwo, ist hier literarische Zukunft.

Schlesische Zeitung: Zu den interessantesten deutschen Zeitschriften, die vom Schaffen unserer jüngsten Dichter ein Bild zu geben versuchen, gehören die in Leipzig erscheinenden „Weißen Blätter“. – Die Ausstattung der Zeitschrift darf vorbildlich genannt werden.

Allgemeine Zeitung, München: Jedenfalls soll kein Ernster an den „Weißen Blättern“, die einmal ein wertvolles Dokument unserer Zeit bilden werden, vorübergehen.

---

Der Kriegsjahrgang der „Weißen Blätter“ wird sicher bald vergriffen und später sehr gesucht sein. Bücherfreunde und neu eintretende Abonnenten sollten ihn sich deshalb gleichfalls nachliefern lassen.

## Von René Schickele, dem Herausgeber der „Weißen Blätter“, erschienen im Verlag der Weißen Bücher, Leipzig:

**Der Fremde.** Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.—.

**Weiß und Rot.** Gedichte. Gebunden M. 2.50.

**Meine Freundin Lo.** Eine Geschichte aus Paris. Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.—.

**Schreie auf dem Boulevard.** Aufsätze eines Journalisten. Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.—.

**Benkal, der Frauentröster.** Ein Roman. Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.—.

**Die Leibwache.** Neue Gedichte. Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.—.

**Trimpopp und Manasse.** Eine Erzählung. Kartoniert M. 1.80; in Pergament gebunden M. 3.—.

**Mein Herz, mein Land.** Gedichte in Auswahl. Kartoniert M. 1.80; in Pergament gebunden M. 3.—.

Ferner erschienen im Verlag der Weißen Bücher:

**Maria Benemann: Wandlungen.** Gedichte. Geheftet M. 2.—; in Leinwand gebunden M. 3.—; in Leder gebunden M. 5.—.

**Hanns Johst: Die Stunde der Sterbenden.** Geheftet M. 1.—; in Pappband gebunden M. 1.50.

**Hanns Johst: Stroh.** Eine Bauernkomödie in drei Aufzügen. Geheftet M. 2.—; gebunden M. 3.—.

**Else Lasker-Schüler: Gesichte.** Essays und andere Geschichten. Geheftet M. 4.—; gebunden M. 5.—.

**Else Lasker-Schüler: Meine Wunder.** Gedichte. Geheftet M. 2.—; gebunden M. 3.—.

**Else Lasker-Schüler: Der Prinz von Theben.** Ein Geschichtenbuch. Geheftet M. 5.—; gebunden M. 6.50.

**Otto-Erich Schmidt: Abschied.** Ein Bühnenspiel vom Kriege. Geheftet M. 1.—.

## Neue Dichter und Bücher

**Arkadia:** Ein Jahrbuch für Dichtkunst, herausgegeben von Max Brod. Buchausstattung von E. R. Weiß. Geheftet M. 4.50; gebunden M. 6.—.

Inhalt: Dramatisches von Walser / Werfel / Blei. Episches von Kafka / Stoeßl / Heimann / Mell / Baum / Speier / Beradt / Brod / Wolfenstein / Janowitz / Tucholsky / Jakob / Walser. Lyrisches von Blei / Walser / Brod / Lautensack / Pick / Janowitz.

**Johannes R. Becher:** An Europa. Neue Gedichte. Geheftet M. 2.50; in Pappband gebunden M. 3.50; Ganzlederband M. 8.50.

**Ernst Blaß:** Die Gedichte von Trennung und Licht. Fest broschiert M. 2.50; in Pappband M. 3.50; in Halbleder M. 4.50.

Inhalt: Die Gedichte von Trennung / Die Taggesänge / Stunden im Jahr / Eine Dame / Der Kampf mit dem Wasser.

**Blei, Franz:** Über Wedekind, Sternheim und das Theater. Geheftet M. 2.—; gebunden M. 3.—.

**Otokar Březina:** Hymnen. Siehe „Der jüngste Tag", Band 12.

Max Brod: Abschied von der Jugend. Ein romantisches Lustspiel in drei Akten. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 4.—.

Max Brod: Arnold Beer (Das Schicksal eines Juden). Roman. Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.—.

Max Brod: Die Erziehung zur Hetäre. Ausflüge ins Dunkelrote. Zwei Novellen. Zweite Auflage. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50.

Max Brod: Experimente. Vier Geschichten. Geheftet M. 2.—; gebunden M. 3.50.

Inhalt: Bürgerliche Liebe / Die Insel Carina / Der Hochstapler / Die Stadt der Mittellosen.

Max Brod: Das gelobte Land. Ein Buch der Hoffnungen. Gedichte. Geheftet M. 2.—; gebunden M. 3.—.

Inhalt: I. Menschheit und Volk. II. Frauen. III. Knechte der Arbeit.

Max Brod: Die Höhe des Gefühls. Szenen, Verse, Tröstungen. Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.50. Vorzugsausgabe: 25 Exemplare auf Bütten, vom Autor signiert, in Ganzleder gebunden M. 15.—.

Inhalt: Die Höhe des Gefühls / Szene im Dorf / Winterliche Landstraße / Die Arche Noahs.

Max Brod: Jüdinnen. Roman. 5. Auflage. Geheftet M. 4.—; gebunden M. 5.—.

Max Brod: Die Retterin. Schauspiel in 4 Akten. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50.

Max Brod: Schloß Nornepygge. Der Roman des Indifferenten. Geheftet M. 5.—; gebunden M. 6.—.

Max Brod: Tagebuch in Versen. Gedichte. Geheftet M. 2.—; gebunden M. 3.—.

**Max Brod: Tod den Toten!** Novellen. Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.50.

Inhalt: Tod den Toten / Vom Verachten / Ein Schwerthieb / Tyrann und Asket / Unter Schriftstellern / Studie über das Mitleid / Warum sang der Vogel / Diffizilitätsmoral / Das Leben rächt sich / Giulietta / Indifferentismus.

**Max Brod: Ein tschechisches Dienstmädchen.** Roman. Geheftet M. 1.50; gebunden M. 3.—.

**Max Brod: Tycho Brahes Weg zu Gott.** Roman. Geheftet M. 4.—; gebunden M. 5.—.

**Max Brod: Über die Schönheit häßlicher Bilder.** Ein Vademekum für Romantiker unserer Tage. Geheftet M. 3.50; gebunden M. 4.50.

Inhalt: Über die Schönheit häßlicher Bilder / Gegen moderne Möbel / Der Frauen-Nichtkenner / Der allerletzte Brief / Zufällige Konzerte / Mein Tod / Unter Kindern / Der Ordnungsliebende / Panorama / Kinematographentheater / Torquato Tasso / Bewegungen auf der Bühne / Die Liebe wacht / Louskáček / König Wenzel IV / Weiße Wände / Untergang des Dramas / Ideen für Ausstattungsstücke / Illusion / Die Vorstadtbühne / Das Wunderkind / Im Chantant / Liane de Vriès / Höhere Welten / Kommentar zu Robert Walser / Verworrene / Nebengedanken / Meyerbeer / Gustav Mahlers III. Symphonie / Kleine Konzerte / Smetana / Das Berlioz-Theater.

**Max Brod: Der Volkskönig.** Siehe Arno Dvořák.

**Max Brod: Der Weg des Verliebten.** Gedichte. Geheftet M. 2.—; gebunden M. 3.—.

**Max Brod: Weiberwirtschaft.** Drei Erzählungen. Geheftet M. 3.50; gebunden M. 4.50.

Inhalt: Weiberwirtschaft / Aus einer Nähschule / Das Ballettmädchen.

**Das bunte Buch.** Ein Sammelbuch. Umschlagzeichnung von Wilhelm Wagner. Kartoniert M. —.60.

Lyrische, epische und dramatische Beiträge von Werfel / Carl

Hauptmann / Eulenberg / Baudelaire / Walser / Jammes / Brod / Kafka / Trakl / Lasker-Schüler / Dauthendey / Rodin / Březina / Hasenclever / Zola / Heym / Zweig / Bahr / Verlaine / Blei / Viertel / Pascoli / Wassermann / Suarès.

**Arno Dvořák: Der Volkskönig.** Drama in fünf Akten. Deutsch von Max Brod. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50.

**Kasimir Edschmid: Das rasende Leben.** (Das beschämende Zimmer. Der tödliche Mai.) Siehe „Der jüngste Tag", Band 20.

**Kasimir Edschmid: Die sechs Mündungen.** Novellen. Geheftet M. 3.50; gebunden M. 4.50. 25 Exemplare wurden auf Bütten abgezogen, numeriert und in Leder gebunden M. 20.—.

**Carl Ehrenstein: Klagen eines Knaben.** Siehe „Der jüngste Tag", Band 6.

**Albert Ehrenstein: Der Mensch schreit.** Gedichte. Einmalige Auflage von 300 Exemplaren in Halbleder gebunden M. 10.—.

**Rud. John von Gorsleben: Der Rastaquär.** Eine ernsthafte Komödie. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50.

**Wolfgang Goetz: Kreuzerhöhung. — Der böse Herzog.** Zwei Einakter. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 4.—; Ganzlederband M. 6.—.

**Ferdinand Hardekopf: Der Abend.** Siehe „Der jüngste Tag", Band 4.

**Walter Hasenclever: Der Jüngling.** Gedichte. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50; Luxusausgabe (15 numerierte Exemplare in Ganzlederband) M. 15.—

Walter Hasenclever: Der Sohn. Ein Drama in fünf Akten. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50.

Walter Hasenclever: Das unendliche Gespräch. Siehe „Der jüngste Tag", Band 2.

Georg Heym: Der Dieb. Ein Novellenbuch. Geheftet M. 3.—; Halbpergamentband M. 4.—

Inhalt: Der fünfte Oktober / Der Irre / Die Sektion / Jonathan / Das Schiff / Ein Nachmittag / Der Dieb.

Georg Heym: Der ewige Tag. Gedichte. Geheftet M. 3.—; Halbpergamentband M. 4.—.

Georg Heym: Umbra vitae. Gedichte aus dem Nachlaß. Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.—.

Kurt Hiller: Die Weisheit der Langenweile. Eine Zeit- und Streitschrift. Zwei Bände. Geheftet M. 6.50; gebunden M. 8.50.

Franz Kafka: Betrachtung. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50; Halblederband M. 4.50.

Inhalt: Kinder auf der Landstraße / Entlarvung eines Bauernfängers / Der plötzliche Spaziergang / Entschließe / Der Ausflug ins Gebirge / Das Unglück des Junggesellen / Der Kaufmann / Zerstreutes Hinausschaun / Der Nachhauseweg / Die Vorüberlaufenden / Der Fahrgast / Kleider / Die Abweisung / Zum Nachdenken für Herrenreiter / Das Gassenfenster / Wunsch, Indianer zu werden / Die Bäume / Unglücklichsein.

Franz Kafka: Der Heizer. Siehe „Der jüngste Tag", Band 3.

Franz Kafka: Die Verwandlung. Siehe „Der jüngste Tag", Band 22/3.

Philipp Keller: Gemischte Gefühle. Roman. Geheftet M. 3.50; gebunden M. 4.50.

**Oskar Kokoschka: Dramen und Bilder.** Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50; Halbleder M. 4.50.

Inhalt: Einleitung von Paul Stefan / Die Dramen: Hoffnung der Frauen / Sphinx und Strohmann / Schauspiel. Ferner 26 ganzseitige Abbildungen.

**Gottfried Kölwel: Gesänge gegen den Tod.** Siehe „Der jüngste Tag", Band 17.

**Paul Kraft: Gedichte.** Siehe „Der jüngste Tag", Band 18.

**Adolf Latzko: Der wilde Mann.** Roman. Geheftet M. 4.—; Leinenband M. 5.50.

**Rudolf Leonhard: Aus den Schlachten.** Gedichte. Fest broschiert M. 2.50; in Pappband M. 3.50; in Halbleder M. 4.50. Erscheint demnächst.

**Mechtild Lichnowsky: Ein Spiel vom Tod.** Neun Bilder für Marionetten. Geheftet M. 3.50; in Pappband gebunden M. 4.50; in Halbleder M. 5.50.

**Mechtild Lichnowsky: Götter, Könige und Tiere in Ägypten.** Vierte Auflage. Mit zahlreichen Illustrationen nach Zeichnungen der Verfasserin. Geheftet M. 6.50; Halblederband M. 8.50; Ganzlederband M. 10.—.

Inhalt: Assuan / Der Isistempel auf der Insel Philae / Nilaufwärts / Abu Simbel / Komombo / Edfu / Luksor / Die Königsgräber / Noch mehr Gräber / An Bord der „Indiana" / Nach Abydos / Tel-el-Amarna und Beni Hassan / Kairo / Das Ägyptische Museum / Das Totenfeld von Sakkára / Die Grabstätten der Könige Cheops, Chefren, Mykerinos / Abschied.

**Leo Matthias: Der jüngste Tag.** Siehe „Der jüngste Tag", Band 15.

**Max Pulver: Alexander der Große.** Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50.

Max Pulver: Robert der Teufel. Ein Drama in einem Vorspiel und fünf Akten. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50.

Max Pulver: Selbstbegegnung. Gedichte. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50; Halbleder M. 4.50.

Ludwig Rubiner, Friedrich Eisenlohr, Livingstone Hahn: Kriminal-Sonette. Umschlagzeichnung von Kurt Szafranski. Geheftet M. 2.—; gebunden M. 3.—.

René Schickele: Aïssé. (Aus einer indischen Reise). Siehe „Der jüngste Tag", Band 24.

Carl Sternheim: Der Kandidat. Komödie in vier Aufzügen. Geheftet M. 2.—; gebunden M. 3.—. Die Buchausgabe erscheint bei der Berliner Uraufführung im Deutschen Theater.

Carl Sternheim: „1913". Schauspiel in drei Aufzügen. Einmalige Ausgabe mit Textzeichnungen von Ernst Stern. (Ein Neudruck dieser illustrierten Ausgabe findet nicht statt). Geheftet M. 3.—; leicht gebunden M. 4.50; Halblederband M. 6.—; Luxusausgabe in Leder gebunden M. 20.—.

Carl Sternheim: Der Scharmante. Lustspiel mit Benutzung einer fremden Idee. Drei Aufzüge. (Der Gesellschaftsspiele erstes Stück.) Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.—.

Carl Sternheim: Das leidende Weib. Drama in vier Aufzügen nach Friedrich Maximilian Klinger. Geheftet M. 2.—; gebunden M. 3.—. Die Buchausgabe erscheint bei der Berliner Uraufführung im Deutschen Theater.

Carl Sternheim: Busekow. Eine Novelle. Siehe auch: „Der jüngste Tag", Band 14. Geheftet M. —.80; gebunden M. 1.50.

**Carl Sternheim: Napoleon.** Eine Erzählung. Siehe auch: „Der jüngste Tag", Band 19. Mit drei Original-Lithographien von Ottomar Starke. Geheftet M. —.80; gebunden M. 1.50.

**Carl Sternheim: Schuhlin.** Eine Erzählung. Siehe auch: „Der jüngste Tag", Band 21. Geheftet M. —. 80; gebunden M. 1.50.

**Carl Sternheim: Die drei Erzählungen.** Gesamtausgabe. Reich illustriert mit Original-Lithographien von Ottomar Starke. Leicht geb. M. 4.50; in Halbleder M. 6.—.

**Georg Trakl: Gedichte.** Siehe „Der jüngste Tag", Band 7/8.

**Georg Trakl: Sebastian im Traum.** (Gedichte und Prosa.) Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.50. Es wurden 25 Exemplare auf Stratfordbütten abgezogen, zweifarbig gedruckt und in Ganzlederband gebunden.

Inhalt: Sebastian im Traum / Der Herbst des Einsamen / Siebengesang des Todes / Gesang des Abgeschiedenen / Traum und Umnachtung.

**Berthold Viertel: Die Spur.** Siehe „Der jüngste Tag", Band 11.

**Robert Walser: Aufsätze.** Mit 14 Vignetten und mehrfarbiger Einbandzeichnung von Karl Walser. Geheftet M. 4.—; gebunden M. 5.—; Luxusausgabe (25 Exemplare) M. 25.—.

**Robert Walser: Geschichten.** Mit Zeichnungen von Karl Walser. Geheftet M. 5.—; gebunden M. 6.50; Luxusausgabe M. 35.—. 100 Exemplare wurden auf Stratford abgezogen und handschriftlich numeriert.

**Robert Walser: Kleine Dichtungen.** Einbandzeichnung von Karl Walser. Zweite Auflage. (Die erste Auflage wurde für den Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter her-

gestellt). Geheftet M. 4.—; gebunden M. 5.—; Luxusausgabe M. 25.—. 50 Exemplare wurden als Vorzugsausgabe auf echt Bütten gedruckt und handschriftlich numeriert.

Franz Werfel: Einander. Oden — Lieder — Gestalten. Zweite unveränderte Auflage. 100 Exemplare wurden auf Büttenpapier abgezogen und handschriftlich numeriert. Geheftet M. 2.50; in Pappband M. 3.50; in Halbleder gebunden M. 4.50. Luxus-Ausgabe in Ganzleder gebunden M. 35.—.

Franz Werfel: Die Troerinnen des Euripides. In deutscher Bearbeitung. Mit einer Vorbemerkung. 100 Exemplare wurden auf Büttenpapier abgezogen und handschriftlich numeriert. Geheftet M. 2.50; in Pappband M. 3.50; in Halbleder gebunden M. 4.50. Luxus-Ausgabe in Ganzleder gebunden M. 35.—.

Franz Werfel: Die Versuchung. Siehe „Der jüngste Tag", Band 1.

Franz Werfel: Der Weltfreund. Gedichte. Zweite und dritte Auflage. Geheftet M. 2.50; in Pappband M. 3.50; in Halbleder gebunden M. 4.50.

Franz Werfel: Wir sind. (Neue Gedichte.) Zweite Auflage. Mit einem Nachwort zur ersten Auflage. Geheftet M. 2.50; in Pappband M. 3.50; in Halbleder gebunden M. 4.50. Vorzugsausgabe: 15 numerierte, vom Autor signierte Exemplare auf schwerem Japanbütten, in Ganzlederband M. 35.—.

Arnold Zweig: Abigail und Nabal. Tragödie in drei Akten. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50.

Arnold Zweig: Die Novellen um Claudia. Roman. Zweite Auflage. Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.50.

Inhalt: Das Postpaket / Das dreizehnte Blatt / Der Strom / Das Album / Die keusche Nacht / Die Passion / Die Sonatine.

# Der jüngste Tag

Sammlung neuer Dichtungen.

Band 1. Franz Werfel: Die Versuchung. Ein Gespräch.

„ 2. Walter Hasenclever: Das unendliche Gespräch. Eine nächtliche Szene.

„ 3. Franz Kafka: Der Heizer. Eine Erzählung.

„ 4. Ferdinand Hardekopf: Der Abend. Ein Dialog.

„ 5. Emmy Hennings: Die letzte Freude. Gedichte.

„ 6. Carl Ehrenstein: Klagen eines Knaben. Skizzen.

„ 7/8. Georg Trakl: Gedichte.

„ 9. Francis Jammes: Gebete der Demut. (Deutsch von Ernst Stadler.)

„ 10. Maurice Barrès: Der Mord an der Jungfrau. (Deutsch von H. Lautensack.)

„ 11. Paul Boldt: Junge Pferde! Junge Pferde! Gedichte.

„ 12. Otokar Březina: Hymnen.

„ 13. Berthold Viertel: Die Spur. Gedichte.

„ 14. Carl Sternheim: Busekow. Eine Erzählung.

„ 15. Leo Matthias: Der jüngste Tag. Ein groteskes Spiel.

„ 16. Marcel Schwob: Der Kinderkreuzzug. (Berechtigte Übertragung von Arthur Seiffhart.)

„ 17. Gottfried Kölwel: Gesänge gegen den Tod.

Band 18. Paul Kraft: Gedichte.

„ 19. Carl Sternheim: Napoleon. Eine Erzählung. Mit drei Lithographien von Ottomar Starke.

„ 20. Kasimir Edschmid: Das rasende Leben. (Das beschämende Zimmer. Der tödliche Mai.) Zwei Novellen.

„ 21. Carl Sternheim: Schuhlin. Eine Erzählung.

„ 22/3. Franz Kafka: Die Verwandlung. Eine Erzählung.

„ 24. René Schickele: Aïssé. (Aus einer indischen Reise.)

Weitere Bände in Vorbereitung. Jeder Beitrag erscheint einzeln zum Preise von M. —.80 geheftet; M. 1.50 gebunden. (Doppelhefte M. 1.60 geheftet; M. 2.50 gebunden.)

Leipziger Tageblatt: Ein Stadtroman, wie er noch nicht da war. Beklemmender Dunst mittelalterlichsten Prags, den Atem zerschlagend, und überirdischer Seele Geist feiern phantastische Hochzeit, zu der Poe und E. Th. A. Hoffmann aus vollstem Herzen den Segen gaben. Aus vollstem Können Gustav Meyrink, der Zauberer des „Golem".

Berliner Tageblatt: Man muß es unweigerlich lesen, wenn man einmal angefangen hat. Man spürt nichts von der Ermüdung, die sonst die Häufung von Phantasmen so leicht im Gefolge hat . . . Anders bei Meyrink. Der hat wirklich Gründe und Tiefen. Diesem Dichter – er ist einer – ist in der Tat jedes Erdending ein Symbol, in Staub gekleidet, und das ganze Leben nichts als formgewordene Fragen, die den Keim der Antwort in sich tragen – und Antworten, die schwanger gehen mit Fragen. – Seine Begabung, die er zum erstenmal nicht an kleinen Skizzen, sondern an einem großen, gut, ja raffiniert komponierten Werke bewährt, besteht darin, daß er, der rätsel- und wundersüchtig in Abgründe stiert, doch als Künstler nie den Boden unter den Füßen verliert. Das herrliche Prag, die alte, längst niedergelegte Judenstadt, das geheimnisreiche Judenhaus sind mit einer köstlichen Selbstverständlichkeit hingesetzt, pastos, von allen Farben des Lebens triefend, und Vorgänge und Menschen einer Lasterhöhle sowie eines Gefängnisses erweisen den Meister aller schwarzen Künste als vollsaftigen Erdenbürger und den grotesken Phantasten als Naturalisten und Satiriker von vielen Graden.

Berliner Börsen-Courier: Schlußwort des Rezensenten: alles was von Meyrinks Eigenart bisher in Skizzen und kurzen Geschichten verzettelt war, ist hier zu einem großen, ganzen, äußerst stark und rein wirkenden Buch wie zum erstenmal zusammengefaßt.